MENSCHLICHE TRAGIKOMÖDIE: MIRABEAU UND MARIE ANTOINETTE ;...

Johannes Scherr

Menschliche Tragikomödie.

Siebenter Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Siebenter Band.

We are born, we laugh, we weep,
We love, we droop, we die!
Ah! wherefore do we laugh, or weep?
Why do we live, or die?

Procter.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1882.

Inhalt des siebenten Bandes.

Mirabeau und Marie Antoinette[1]).

And he that might the vantage best have took,
Found out the remedy.

Shakspeare.

1.

Genie und Geld.

Eines Morgens im September von 1789 wurde heftig an die Thüre des Grafen de la Marck geklopft, eines brabantischen Edelmanns, der in Paris lebte, in französischen Bergwerken spekulirte und zu den Hofkreisen in vertrauten Beziehungen stand. Der Graf hatte noch nicht Zeit gehabt, sein „Herein!“ auszusprechen, als schon die Thüre aufging und ein lässig-elegant gekleideter Mann von Mittel-

1) Quellen: Mémoires biographiques, littér. et polit. de Mirabeau, écr. par lui-même, par son père, s. oncle et s. fils adopt. 8 vols. Paris 1834—36. — Souvenirs sur Mirabeau, par E. Dumont. Paris 1832. — Correspondance entre le comte Mirabeau et le comte de la Marck. 3 vols. Paris 1851. Mémoires s. l. vie privée de Marie Antoinette, par Madame Campan. 3 vols. Paris 1823. Mémoires de la Fayette, publ. p. s. famille. 4 vols. Bruxelles 1837. Mémoires de Barère. 4 vols. Paris 1842—43. Mémoires secrets, par le comte d'Allonville. 5 vols. Paris 1838. Mad. de Staël, Considérations. 4 vols. Paris 1818. Mémoires de Weber, concern. Marie Antoinette. 2 vols. Paris 1822. Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II.; ihr Briefwechsel, herausgegeben von A. v. Arneth, Leipzig 1866 ꝛc. ꝛc.

größe, athletischem Knochenbau und einem starken Ansatze von Beleibtheit hastig eintrat, flüchtig grüßte und mit einer Metallstimme, deren Umfang, Klangfülle und Geschmeidigkeit jedes Wort verrieth, die Aeußerung vorbrachte: „Mein Freund, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun." — „Was für einen?" — „Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht . . . Ich besitze nicht einen einzigen Thaler . . . Leihen Sie mir ein Stück Geld." — — „Ich gab ihm, erzählt La Marck, eine Rolle mit fünfzig Louisd'or; mehr hatte ich nicht zur Hand. Er dankte lebhaft und sagte: Ich weiß nicht, wann ich Ihnen das Geld werde zurückgeben können. Ich konnte mich um die Verlassenschaft meines Vaters noch gar nicht bekümmern, auch haben mir meine Verwandten darob bereits Processe angehängt."

Der Brabanter mochte sich über die Zurückgebefähigkeit seines Schuldners, der so, wie er vor ihm stand, einer gewissen Jungfer Anne Pottevin seit siebzehn Jahren seinen Hochzeitrock schuldig war, eigene Gedanken machen. Sie liefen darauf hinaus, aus der dargeliehenen Geldrolle einen starken Faden zu spinnen, welcher den Jahrgänger von Göthe, den Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau und dermalen, im September von 1789, noch als der „Volksgraf" hochgelobt und vielgepriesen, mit dem Hofe oder wenigstens mit dem Königthum zusammenbinden sollte.

Er hinwiederum, der Blatternarbige, mit seinem vor lauter Hässlichkeit fast schönen „Eberkopf", den eine fabelhafte Haarfülle bedeckte, mit seinen unter dichten Brauen groß und flammend hervorblickenden, nach Wunsch und Willen ihres Besitzers jetzt Verführung stralenden, jetzt Zornblitze schleudernden, immer aber das olivenfarbige, pockenzerrissene Gesicht eigenthümlich beleuchtenden Augen, mit seinem etwas schief geschlitzten Mund, aus welchem so schütternde Donner hervorgebrochen, dessen sinnlich aufgeworfene Lippen so viel geküsst hatten und in dessen Winkeln das Spottlächeln überlegener Ironie eingekerbt war, — er, der Auswürfling des Adels und der Vorkämpfer und Verächter des Volkes, der vom Vater Verfluchte und Ver-

folgte, aber von Sophie Monnier zu ihrem Abgott Erhobene, er, die Furcht der Männer und das Entzücken der Weiber, Finanzgenie und Bettler, Staatsmann und Zotenbücherschreiber, Gesetzgeber und Wüstling, ein Koloß von Arbeitskraft und von Ausschweifung, Aristokrat und Tribun, er, der auf den Seelen seiner Zuhörer spielte wie ein Virtuos auf Klaviertasten, der die Menschen verachten musste, weil er sie kannte, und dennoch nach der Macht und Gewalt lechzte, sie in seiner Weise glücklich zu machen, — er, um alles in ein Wort zusammenzufassen, Mirabeau, dachte vielleicht, das Gefühl der Demüthigung, vor einem La Marck als bittender Borger gestanden zu haben, niederwürgend, gerade dasselbe, was er vor Zeiten zur Vertröstung der Jungfer Anne Pottevin, als sie die Bezahlung seines Hochzeitrockes heischte, gesagt hatte: — „Bah, ich werde Minister werden. Das ist sicher!"

Nicht etwa nur zur Beschwichtigung von Gläubigern und Gläubigerinnen, die sich unangenehm machten, war das gesprochen. Der Mann glaubte zuversichtlich, daß der Ministerschaft-Wechsel, welchen er vor Jahren schon auf die Zukunft gezogen hatte, richtig von dieser eingelös't werden würde. Er fühlte in jedem Nerv und in jedem Muskel, daß er das Zeug in sich habe, der Minister seines Landes zu sein, in der Weise, wie vormals die „rothe Eminenz" Richelieu es gewesen war. Und doppelt berechtigt kam sich dieses sein Gefühl vor, seitdem die Revolution ausgebrochen war und der Genius Mirabeau's die ganze Spannweite und Flugkraft seiner Fittige in der Nationalversammlung erprobt und erwiesen hatte. Und dreifach berechtigt war sein Wunsch, zeigen zu dürfen, was alles unter den Simsonslocken seines Eberkopfes stecke, was er wolle, könne und vermöge, wenn er wohlmeinende Plattköpfe wie Necker und Lafayette ihre kleinen Mittelchen dem Flammenschritte der Riesin Revolution entgegenstellen sah oder wenn er gar erfahren musste, daß selbstgefällige Mittelmäßigkeiten wie Lameth, Duport und Barnave des Glaubens lebten, sie seien dazu geboren und bestimmt, das auf den Sturmwogen

rollende Staatsschiff zu lenken. Selbstverständlich fürchteten und haßten die genannten und andere Plattköpfe und Mittelmäßigkeiten in Mirabeau die überlegene Genialität und Kraft, während sie sich anstellten, als fürchteten und haßten sie in demselben nur den unzuverlässigen Wüstling und feilen Abenteurer. Unglücklicher Weise sorgte Mirabeau allzu sehr dafür, daß dieser Vorwand, ihn von der Macht fernzuhalten, nachmals das ganze Schwergewicht einer Thatsache erhielt.

Er hat einmal schmerzbewegt ausgerufen: „Die Verirrungen meiner Jugend kommen mir theuer zu stehen!" Er hätte später sagen können: „Noch theurer, noch viel theurer kommt es mir und Frankreich zu stehen, daß ich diese jugendlichen Verirrungen mit in mein reiferes Alter herübergeschleppt und nicht aufgehört habe, Roué zu sein, als ich anfing, Staatsmann zu werden." Freilich suchte er über diesen Stein des Anstoßes dadurch hinwegzukommen, daß er eines Tages in seiner lässig-vornehmen Manier das Axiom hinwarf: „Die kleine Moral tödtet die große" — allein der selbstgerechte, von sich selbst und von anderen, insbesondere von seiner Tochter, weit überschätzte Necker hatte doch wohl recht, die Wichtigkeit gerade der angeblich „kleinen" Moral dem genialen Eberhäuptigen gegenüber zu betonen und demselben zu sagen: „Sie sind zu geistreich, als daß Sie kein Gefühl für die Nothwendigkeit d i e s e r Stütze haben sollten."... Zu der „kleinen" Moral, Herr Graf von Mirabeau, gehört aber, denken wir, nicht nur, daß man so viel Selbstbeherrschung besitze, die letzten Kräfte eines für das allgemeine Beste kostbaren Lebens nicht in den Armen von „Mesdemoiselles" Hélisberg und Coulomb, Tänzerinnen von der Oper, zu vergeuden; sondern auch, daß man Hände habe, an welchen nicht die leiseste Spur von Bestechungsgeldschmutz haftet. „Auch das Genie muß doch vor allem anderem leben." Ja wohl, und das war vielleicht die „große" Moral, von welcher Mirabeau sprach. Wenn aber das Genie zum Gelde sagt: „Ich will dein getreuer Knecht sein, wenn du mir zu Mesdemoiselles Hélis-

berg und Coulomb und dergleichen hübschen Dingen mehr verhilfft" — so wäre es für das Genie besser, es lebte gar nicht.

Mirabeau ist bekanntlich ein Hauptgestirn am konstitutionellen Illusionenhimmel und Leute, welche ehrlich und aufrichtig an das Lug- und Trug-Evangelium des Konstitutionalismus glauben, pflegen von dem Manne nie zu sprechen, ohne bedauernd beizufügen: „Ja, wenn ihm längeres Leben gegönnt gewesen wäre! Er hätte sicherlich die Revolution gebändigt und die Bewegung in das heilsame Geleise der verfassungsmäßig beschränkten Monarchie hineingeleitet." Die kreuzbraven Philister! Sie wissen nicht, was sie reden. Gewiß, Mirabeau war kein Umsturzmann. Schon darum nicht, weil er ganz entschieden das gewesen, was im Grunde jeder ist, welcher um eines Hauptes Länge über die Menge emporragt: — ein Aristokrat. Und nicht nur ein Aristokrat des Geistes war er, sondern auch seiner Geburtsaristokratie vergaß er niemals. Jedermann weiß ja, daß er gerne von der Bartholomäusnacht sprach, weil er dabei Gelegenheit hatte, zu sagen: „Der Admiral Coligny, der, im Vorbeigehen bemerkt, mein Vetter gewesen ist." Aber Mirabeau war ein Liberaler. Er bekannte sich zu dem als Abstraktion der englischen Verfassung nach dem Festlande von Europa importirten Liberalismus, dessen Haupttendenz war und ist, dem begüterten und gebildeten Bürgerthum zum Mitgenusse der Privilegien zu helfen, welche früher für die Fürsten, für den Adel und Klerus allein bestimmt waren. Um diese Privilegien nach unten etwas weiter ausdehnen zu können, muß man oben etwas weniges davon wegnehmen, was man im konstitutionellen Jargon „die Krone verfassungsmäßig beschränken" heißt. Mirabeau wusste recht wohl, daß die Bourgeoisie die angedeutete Stellung im Staate verlangte, sowie, daß dieses Verlangen ein unwiderstehliches, und endlich, daß die Bourgeoisie keineswegs willens sei, die Fahne Montesquieu's mit der Fahne Rousseau's zu vertauschen, d. h. vom Liberalismus zum Radikalismus, vom Konstitutionalismus zum Demokratismus vorzugehen. Er wollte also ein konstitutioneller Minister

oder vielmehr der konstitutionelle Minister par excellence werden, der Richelieu des 18. Jahrhunderts. Um sich aber als solcher zu qualificiren, um sich möglich, d. h. nothwendig zu machen, musste er, wie er glaubte und wie in der That die Sachen lagen, den Revoluzer spielen, und maßen er ein Meister der Revolutions-Phrase, so spielte er so meisterhaft, daß viele, sehr viele Leute das Spiel für bare, blanke, volle Wahrheit nahmen und in dem „Volksgrafen" den grimmigsten Wauwau, den höllischen Drachen erblickten, welchen der Abgrund ausgespieen, um das Königthum zu verschlingen. Die Königin Marie Antoinette, deren starke Seite bekanntlich Menschenkenntniß nicht gewesen ist, lebte vollständig dieses Glaubens und sie mag daher, als es schlechterdings nöthig schien, „le monstre", wie sie Mirabeau nannte, zu sehen und zu sprechen, demselben entgegengetreten sein mit einer Empfindung, als gälte es, dem Satan selber standzuhalten.

Der Mann also war ein Liberaler nach englischem Zuschnitt und wollte konstitutioneller Premierminister sein. Das war ohne Zweifel sein Recht; denn warum sollte eine solche Kraft nicht berechtigt sein, sich geltend zu machen? Aber hätte er, an's Steuerruder gestellt, das Staatsschiff wirklich über alle die Wirbel und Strudel hinweg und an allen den Riffen und Klippen vorüber in das sanfte Fahrwasser des Bourgeoisliberalismus geführt? Hätte er, seine Simsonslocken schüttelnd, den entfesselten Dämonen mit Erfolg sein „Quos ego!" zugerufen? Hätte er wirklich die so eben zum mänadischen Tanz antretende Bakchantin Revolution gebändigt und zum wohlabgezirkelten konstitutionellen Menuett gezähmt und dressirt? . . . Warum nicht gar? Das ist ja alles nur Konjektural-Narrethei! Kann man Kometen reiten? Wird ein Mensch von Aug' und Ohr und Verstand so dumm sein wollen, zur Springflut zu sagen: Bleib' stehen! und zur vor Elektricität berstenden Wetterwolke: Verschlucke deinen Blitz! Die Revolution ist nur die unausweichliche Konklusion ihrer Prämissen gewesen. Sie musste also sein, wie sie war. Das ist so gewiß wie das Einmaleins.

2.

Die Ministertraube hängt hoch.

La Marck zögerte nicht, seinen Faden zu spinnen. Allein der erste Versuch, das eine Ende desselben der Königin in die Hand zu geben, lief übel ab. Umsonst machte der pfiffige Hofmann aufmerksam, welche Vortheile aus dem Genie, aus den Leidenschaften und aus der Armuth Mirabeau's sich ziehen ließen. Marie Antoinette hatte damals, am Vorabend der explosivischen Oktobertage von Versailles, noch gar keine Ahnung von dem furchtbaren Ernst ihrer Lage. Sie wähnte in ihrem Leichtsinne, das schon tödtlich getroffene absolute Königthum könnte und würde zu retten sein durch champagnerbegeisterte Gardeofficiere, weiße Kokarden, Oh-Richard-oh-mon-roi-Arien und dergleichen Firlefang mehr. In ihrem denkträgen, so recht lothringisch-habsburgischen Hochmuth beantwortete sie die Eröffnung des Grafen mit einem Ausrufe der Entrüstung: — „Wir werden, denk' ich, niemals so tief sinken, um zu dem Aeußersten und Peinlichsten genöthigt zu sein, nämlich bei Mirabeau Hilfe zu suchen!"

Man muß jedoch der Königin bezeugen, daß ihr Stolz, obzwar derselbe vor der unwiderstehlichen Gewalt der Umstände mitunter sich beugen musste, dennoch immer wieder zu seiner ursprünglichen Höhe sich aufrichtete. Noch nach dem 20. Juni von 1792, dem furchtbaren Vorspiele zum furchtbareren 10. August, war sie ja die ganze Tochter der Maria Theresia, d. h. vom Scheitel bis zur Sohle vom Bewusstsein des Gottesgnadenthums erfüllt, voll unbezähmbaren Hasses und Grolles gegen alle, welche ihrer Meinung nach an der Unantastbarkeit monarchischer Allmacht gesündigt hatten. Daher ließ sie denn auch den Lafayette so schnöde abblitzen, als der General, nach dem 20. Juni aus seinem Lager nach Paris geeilt, in die Tuilerien kam,

um dem König seine Dienste anzubieten. Sie hatte bei dieser Gelegenheit ihrem armen königlichen Eheknecht seine Lektion gut einstudirt. Ludwig der Sechszehnte empfing den General äußerst höflich, aber sehr kalt, und ließ sich nur auf einen Austausch banaler Redensarten ein. Schon nach etlichen Minuten fand es desshalb der angekältete Lafayette gerathen, sich zu entfernen. Als die Thüre hinter ihm zufiel, rief Madame Elisabeth, die gute, sanfte Schwester des Königs, aus: „Wir müssen das Vergangene vergessen und uns mit vollem Vertrauen dem Manne in die Arme werfen, welcher allein imstande ist, den König und seine Familie zu retten!“ Wogegen Marie Antoinette hoch herab: „Lieber zu Grunde gehen als durch Lafayette und die Konstitutionellen gerettet werden!“ Wohl, sie sollte ihren Willen haben; aber zu ihrer Entschuldigung mag gesagt werden, daß der Instinkt des Hasses ihr vielleicht die unzweifelhafte Wahrheit zuflüsterte, Lafayette wäre gar nicht der Mann, Rettung zu bieten ....

Mirabeau indeß ließ sich nicht entmuthigen. Er wollte leben, „rasend gut leben“, wie das der genialische deutsche Schuft Gentz zwanzig Jahre später auch wollte, und außerdem besaß der Franzose, was der Deutsche nicht besaß, einen auf ein großes Ziel gerichteten Ehrgeiz. Er wollte einen tiefen Griff in die Geldkisten des Hofes thun, um mit den Damen von der Oper trimalchionische Orgien feiern zu können; aber er wollte doch zugleich auch Frankreich regieren. So setzte er sich hin, noch im Oktober von 1789, um ein „Mémoire“ zu verfassen, worin Ludwig dem Sechszehnten der Rath ertheilt wurde, derselbe sollte sich mit der königlichen Familie und mit dem ganzen Apparate des Königthums aus Paris entfernen und nach Rouen begeben, um die Freiheit seines Wollens und Handelns wieder zu erlangen, welche er in Paris eingebüßt hätte. Dieses Mémoire ward durch Vermittelung von La Marck dem Grafen von Provence zugestellt, damit derselbe es seinem königlichen Bruder überreichte. Allein Provence wies diesen Auftrag zurück. Der schlaue Prinz wandelte ja gerade damals

absonderliche Schleichwege, welche ihn an ein Ziel führen sollten, das er erst im Jahre 1814 erreichte, und es lag ihm darum gar nicht am Herzen, die schon im Fallen begriffene Krone wieder auf dem Haupte des Bruders befestigt zu sehen.

Mirabeau muß den Grafen von Provence frühzeitig errathen haben. Denn der Prinz wurde für eine Weile — und zwar dann, als Mirabeau den Herzog von Orléans weggeworfen, nachdem er erkannt hatte, derselbe sei „feig wie ein Lakai“ — eine Trumpfkarte in dem Ministersehnsuchtsspiel des „Volksgrafen“. Eine Trumpfkarte freilich, von welcher bald offenbar werden sollte, daß sie in Wirklichkeit nicht „stach“. Solidere Hoffnungen waren am Ende doch immer noch auf den Versuch einer Vereinbarung mit den Mitbewerbern um die Macht zu basiren. In erster Linie standen da Lafayette und das „Triumvirat“ Lameth, Duport und Barnave. Der General, das Triumvirat und der Volksgraf verabscheuten sich freilich gegenseitig. Aber was thut das? Man schließt ein Kompromiß, einander zu helfen; mit dem stillen Vorbehalte, später einander zu vernichten. Es kam aber nur zu einem Versuche der Vereinbarung und zwar im Hause einer Nichte Mirabeau's, der Frau Marquise d'Aragon, wo sich die Fünfe zusammenfanden. Mirabeau muß jedoch aus dieser Zusammenkunft einige Hoffnung geschöpft haben, daß wenigstens Lafayette seinen Plan fördern würde. Denn nur hieraus erklärt es sich, daß jener etliche Tage darauf die Rednerbühne der Nationalversammlung bestieg, um eine pompose Lobrede auf diesen zu halten, welchem er sonst die lächerlichsten Spottnamen aufklebte.

Zur gleichen Zeit suchte er auch andere Leitern an die, ach, steile und spröde Felswand der Machthöhe anzulegen. Am 17. Oktober ließ er sich durch La Marck dem Minister Montmorin vorstellen und bot geraden Weges seine Dienste an, indem er sagte: „Die Nationalversammlung ist ein stätiger Esel, den man nur mit großer Vorsicht besteigen und reiten kann.“ Montmorin war aber harthörig. Er sprach von dem Gesandtschaftsposten in

Konstantinopel, worauf der Eberkopf nachlässig etwas von dem Gesandtschaftsposten in London hinwarf, im Tone eines Mannes, welcher mehr wollte. Das reale Ergebniß dieser Unterredung war, daß der Minister den, der es gern gewesen wäre, wissen ließ, der König sei bereit, ihm zur Bezahlung seiner Schulden zu verhelfen.

Mirabeau besann sich doch noch eine Weile, den Köder zu verschlucken. Alles ursprünglich Edle in seiner Natur sträubte sich gegen den qualvoll demüthigenden Gedanken, ein Erkaufter des Hofes zu sein. Denn wie sehr auch charakterlose Schönfärber von sogenannten Historikern sich bemüht haben, den Schmutz des ganzen Handels zu überfirnissen, der Schmutz ist doch für jedes Auge, das sehen will, unter der beschönigenden Firnißkruste sichtbar, sehr deutlich sichtbar. Mirabeau war kein Gekaufter, sagten und sagen Leute, welche selber jahraus jahrein gierig nach der Ehre zappeln, gekauft zu werden; er ließ sich nur vom Könige für die guten Dienste bezahlen, welche er dem Königthum leistete, und da diese Dienste mit seinen Grundsätzen übereinstimmten, so war er kein feiler Ueberläufer, sondern nur ein nach Verdienst belohnter Diener. Diese Hofrathslogik würde recht schön sein, wenn ihre Prämissen wahr wären. Die Wahrheit ist aber diese: — Mirabeau nahm Geld vom Hofe, bevor er demselben Dienste geleistet hatte, und bis zur Stunde, wo er sich kaufen ließ, hatte er seine ganze Kraft aufgeboten, das Königthum dem klaffenden Abgrunde der Revolution näher zu schieben. Doch er hatte dies ja, wie auch oben angedeutet worden, nur gethan, um sich in der entscheidenden Stunde als Retter der Monarchie zwischen diese und den Abgrund zu stellen, nicht? Freilich, freilich. Aber wäscht ihm etwa die Lüge, im Dienste des Königs zu handeln, während er nur in dem seines Ehrgeizes handelte, den Bestechungsgeldschmutz von den Händen? Daß er selber, um den Stachel des peinigenden Gefühls, ein Verkaufter zu sein, zu stumpfen, sich das Sophisma vorgaukelte, er habe, indem er sich kaufen ließ, keineswegs sich verkauft, ist bei

einem Manne, dessen ursprünglicher Stolz seinem Genie gleichkam, sehr begreiflich und auch sehr verzeihlich.

La Marck spannte jetzt alle Nerven an, den Handel richtig zu machen. „Nehmen Sie doch an!“ schrieb er an Mirabeau. „Sie sollten gar nicht mehr von gemeinen Dingen bedrängt werden. Erst dann, wann Sie von derartigen Sorgen ganz frei sind, vermögen Sie sich als der zu zeigen, welcher Sie sind, nämlich als der allen Ueberlegene.“ Der geschäftige Graf gab sich übrigens die größte Mühe, Mirabeau nicht nur zu einem Verkauften, sondern auch zum Minister zu machen. Er war gescheid genug, zu begreifen, daß man dem Manne Geld und Macht geben müßte, um ihn zufriedenzustellen. In dem Erzbischof von Bordeaux, Champion de Cicé, sowie in Talon hatte der Graf eifrige Mitarbeiter und zu Ende Oktobers schienen die Sachen soweit gediehen zu sein, daß Mirabeau eine Ministerliste entwerfen konnte, der zufolge der oberste Rath der Krone also zusammengesetzt werden sollte: — Necker (Premierminister, „weil man ihn eben so machtlos machen muß, wie er unfähig ist, und dennoch seine Popularität dem Könige erhalten soll“), der Erzbischof von Bordeaux, der Herzog von Liancourt, der Herzog von La Rochefoucauld, Lafayette, Talleyrand, Mirabeau, die Grafen von La Marck, Montmorin und Ségur. Man sieht, diese Ministerliste war aristokratisch genug: mit Ausnahme des zu einer glänzenden Nullität verdammten Bankier aus Genf lauter Herzoge, Marquis und Grafen. Schade nur, daß Gilles-Cäsar oder Cromwell-Grandison, wie Lafayette von Mirabeau bespottnamset wurde, nicht mit in diesem Ministerding sein wollte. Der General hatte allerdings so ungefähr dasselbe Staatsideal wie der eberköpfige Graf; denn auch Lafayette wähnte das Glück Frankreichs davon abhängig, daß man das Land mit einer nach der englischen Verfassungsschablone zugeschnittenen Konstitution beschenkte. Mit andern Worten, das Königthum sollte zu einem Figuranten degradirt und die Macht im Staate der parlamentarisch organisirten Aristokratie und Bourgeoisie über-

tragen werden. Daß er selbst, Lafayette, bei dieser Veranstaltung die bedeutendste Figur machen würde, war für den Oberkommandanten der Nationalgarde, welcher sich damals auf der Zenithhöhe seiner Vergötterung befand, selbstverständlich. Es sollte aber, wollte er, dabei alles anständig, reinlich und „moralisch“ hergehen. Darum konnte er sich nicht entschließen, dem verrufenen, von Gläubigern gehetzten Mädchenverführer und Weiberentführer Mirabeau eine Stelle neben sich einzuräumen, und natürlich musste ihn der Neid, womit seine Mittelmäßigkeit auf die Genialität des Nebenbuhlers blickte, in diesem Widerwillen noch bestärken.

Die stürmische Leidenschaftlichkeit, womit Mirabeau nach der Ministerschaft gierte, hatte inzwischen im Schoße der Nationalversammlung das Misstrauen aller Gegner, Neider und Hasser des Mannes zu bitterem Argwohn gesteigert. Diesem Argwohn entsprang jener bekannte, durch Lanjuinais eingebrachte und durch Blin unterstützte Antrag, die Versammlung möge beschließen, daß während der Dauer ihrer Sitzungen und noch binnen drei Jahren nachher keins ihrer Mitglieder ins Ministerium berufen werden dürfe. Umsonst schüttete Mirabeau einen Zornwolkenbruch von der Rednerbühne herab; umsonst rief er mit bitterer Ironie aus, man sollte doch lieber geradezu beschließen, daß er, der Herr von Mirabeau, Deputirter von Aix, nicht Minister werden dürfe: die Versammlung erhob die Motion Lanjuinais-Blin zum Beschluß. Der Pfeil saß tief und fest in Mirabeau's Brust. „Ich fühle mich im Abend meines Lebens,“ schrieb er an seine Schwester. „Entmuthigt zwar bin ich noch nicht, wohl aber müde. Die Umstände haben mich isolirt. Ich sehne mich nach Ruhe. Könnte ich sie nur mit Ehre und Sicherheit finden! Falls ich dazu noch ausreichendes Vermögen hätte, würde ich versuchen, glücklich zu sein, und wär' es auch, daß ich meine Zeit mit Kegelschieben hinbrächte.“

Der Traum, auf parlamentarischem Wege zur Rolle eines modernen Richelieu zu gelangen, war also ausgeträumt.

3.

Die Waare und ihr Preis.

Vor dem in der Straße Faubourg Saint-Honoré gelegenen Hôtel Charost, welches der Graf La Marck bewohnte, hielt an einem der ersten Apriltage von 1790 ein Wagen, aus welchem der Graf von Mercy stieg, Botschafter Oestreichs am französischen Hofe. Während dieser Diplomat zum Hausherrn hinaufging, näherte sich von den Champs-Elysées her mit tief in die Stirne gedrücktem Hut ein Mann der Mauer des Gartens, welcher nach jener Richtung hin das genannte Hôtel einfasste. Der Ankömmling — es war Mirabeau — öffnete mittels eines Schlüssels, den er bei sich trug, die kleine in die Gartenmauer eingelassene Thüre, durchstrich eilends den Garten, betrat das Haus, huschte die Treppe hinauf und gelangte, ohne von jemand wahrgenommen worden zu sein, in das Kabinett, wo Mercy und La Marck ihn erwarteten: — der Kauflustige und der Mäkler die Waare.

Es handelte sich, da der „Volksgraf" nicht der öffentliche Minister der Krone sein konnte, darum, denselben zum geheimen, zum vertrauten Rathgeber, so recht zum Geheimrath und Einbläser des Königsthums zu kaufen. Der Herr Graf Mercy handelte dabei als Käufer im Namen und Auftrage des Hofes. Die Waare, d. h. Mirabeau mit seinen Talenten, seiner Redemacht und seinem Einflusse, war sehr willig, sich kaufen zu lassen. An diesem Tage jedoch kam der Handel noch nicht zu völligem Abschluß, sondern wurden nur die gegenseitigen Bedingungen mehr oder weniger artikulirt festgestellt; denn die drei gräflichen Herren haben sich ohne Zweifel mittels Winken und halben Worten leicht unter einander verständigt und gewiß ist das „Geschäft" in den alleranständigsten Formen eingeleitet und abgewickelt worden, wie dies ja die höhere Privat- und Staatsgaunerei so in der Uebung hat.

Aber es fehlte eben noch der Punkt auf dem i, ohne welchen bekanntlich das i gar keins ist. Nämlich Ludwig der Sechszehnte hatte sich unschwer durch Mercy überreden lassen, wie vortheilhaft es sei, den Mirabeau zu kaufen; allein des Königs souveräne Königin widerstrebte bislang dem Handel und ohne Marie Antoinette's Zustimmung durfte und konnte natürlich der arme gute Hampelmann von Kronenträger nichts thun. Die Umstände wurden jedoch von Tag zu Tag drängender und drohlicher und La Marck und Mercy waren unermüdlich, den Widerstand der Königin zu brechen und ihren Abscheu gegen Mirabeau wenigstens zu einem nur passiven herabzustimmen. Sie gab endlich nach und — der „Volksgraf" miethete ein ganzes Haus für sich allein in der Chaussée d'Antin, nicht minder ein Landhaus bei Argenteuil, schaffte sich eine Equipage an, einen Kammerdiener, Lakaien, kurz das ganze Zubehör der Grandseigneurschaft, und stürzte sich, er, der vor kurzem bekannt hatte, daß er sich „müde und im Abend seines Lebens fühle", gleich einem von Jugendkraft Strotzenden in Luxus und Lustgenuß.

Kauf und Verkauf waren also richtig zu Stande gekommen. La Marck eröffnete dem „Freunde", daß der König dessen Schulden im Betrage von 208,000 Livres bezahlen, ferner ihm eine geheime monatliche Pension von 6000 Livres geben und endlich 1 Million in Gestalt von 4 Bankbilleten in La Marcks Hände niederlegen wollte, welche Million der Verkaufte erhalten sollte, sobald die Sitzungen der Nationalversammlung zu Ende wären. Als Mirabeau diese Gewährungen vernahm, muß er vor Freude ganz toll sich gebärdet haben. Denn La Marck schreibt: „Sein Vergnügen ging bis zum Exceß und machte mich erstaunen. Indessen erklärt sich diese Trunkenheit sehr natürlich aus der Genugthuung, endlich einmal dem bedrängnißvollen und abenteuerlichen Leben zu entfliehen, welches er bislang geführt hat." Der Gekaufte setzte sich über die Demüthigung weg, daß man dem Mohren den Hauptpreis erst dann ausbezahlen wollte, wann der Mohr

seine Dienste gethan hätte; sowie über die weitere, daß man die zur Bezahlung seiner Schulden bestimmte Summe ihm nicht selber anvertraute, sondern dem Erzbischof von Toulouse, Herrn von Fontanges. Vielleicht tröstete sich Mirabeau über den letztern Umstand mit der traurigen Wahrheit, daß ja, so lange die Welt steht, niemals ein recht schmutziger Handel richtig gemacht wurde, ohne daß ein Pfaffe die Hand mit darin gehabt hätte. Uebrigens schien der Hof nicht bloß Geld geben zu wollen. Es muß als sicher angenommen werden, daß die beiden Unterhändler La Marck und Mercy schlau und geschickt genug waren, das verblasste Traumbild einer künftigen Premierministerschaft wieder aufgefrischt den Augen Mirabeau's vorzugaukeln. Warum auch sollten ein dankbarer König und, was mehr zu bedeuten hat, eine dankbare Königin ihrem Geheimrath nicht gewähren, was zu erlangen eine neidische und undankbare Nationalversammlung ihn verhindern wollte? Der Ex=Volksgraf glaubte an das Phantasma oder log sich wenigstens selber vor, daß er daran glaubte.

Der Hof seinerseits musste natürlich begierig sein, zu erfahren, ab das von ihm auf Mirabeau's Genie hypothekisirte Kapital wohlangelegt und zinstragend sei. Eine Gelegenheit hierzu fand sich bald. Die Nationalversammlung hatte nämlich bei der Möglichkeit, daß Frankreich in Folge des „bourbonischen Familienvertrags“ durch den zwischen England und Spanien entbrannten Nootka=Sund=Zank als Alliirter der letzteren Macht in einen Krieg verwickelt werden könnte, ausreichende Veranlassung, zur Erörterung der Frage zu verschreiten, ob die Nation dem Könige das Recht zugestehen sollte, über Kriegsführung und Friedenschließung zu bestimmen. Am 16. Mai begann die Debatte und füllte, mehr und mehr sich erhitzend, acht Sitzungen aus. Soll der König das Recht haben, nach seinem Wohlmeinen Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, d. h. in oberster Instanz über Gut und Blut, Wohlfahrt und Verderben der Nation souverän zu verfügen? Der Hauptkämpe für die Bejahung der Frage war Mirabeau, der Hauptkämpe für die Ver=

neinung Barnave, dessen Entgegnung auf des Eberköpfigen royalistisches Plaidoyer ihn auf den Gipfelpunkt seines Rednerrufes stellte. An diesem seinem großen Ruhm- und Glückstage wurde Barnave nach beendigter Sitzung im Triumphe weggetragen, möglicher Weise auf denselben Armen, welche später, am 29. November von 1793, auf dem Revolutionsplatze sich erhoben, um dem Citoyen Sanson Beifall zu klatschen, als derselbe das vom Guillotinemesser abgeschnittene Haupt des Triumphators von 1790 aus dem Korbe nahm, um es dem Volke zu zeigen. Was Mirabeau betraf, so hörte er an jenem Maitag von 1790 — im Verlaufe der Debatten desselben nannte Robespierre den König schlechtweg den Kommis der Nation („le roi est le commis de la nation“) — so zu sagen officiell auf, der „Volksgraf“ zu sein. Patrioten von der Farbe Marats und Patriotinnen, welche stark nach dem Fischmarkte rochen, zeichneten mitsammen auf der Terrasse der Feuillans den Baum an, an welchem der „Verräther“ aufgehenkt werden sollte, und als er am folgenden Tage, am 22. Mai, von seiner Wohnung nach der Manége sich begab, hörte er auf den Straßen ein Pamphlet ausschreien mit dem Titel „Hochverrath des Grafen von Mirabeau!“

Allein der Mann mit dem Eberkopfe müsste nicht der Verfasser des Schandbüchertriumvirats „Ma conversion“, „Rubicon“ und „Erotica-Biblion“ gewesen sein, wenn noch eine leiseste Regung von Scham sich in ihm fühlbar gemacht hätte. „Der große Verrath des Grafen von Mirabeau?“ sagte er, in den Sitzungssal tretend. „Bah! Man wird mich heute im Triumph aus der Versammlung wegtragen oder aber in Fetzen (on m'emportera de l'assemblée triomphant ou en lambeaux)“ ..... Der gute Louis Blanc, welcher die Ausdauer besaß, dreizehn Bände hindurch die Geschichte der französischen Revolution beharrlich durch rosenrothe Brillengläser anzusehen, schlug bei dieser Stelle besagter Geschichte ganz verblüfft die Hände über dem Kopfe zusammen und rief aus: „Oh, Schmerz! Oh, Mitleid! Oh, Räthsel von unergründlicher Tiefe! Dieser Mann,

welcher so gut wusste, daß der Argwohn des Volkes diesmal auf der richtigen Fährte war, dieser Mann, welcher vielleicht das am selben Morgen vom Hofe empfangene Gold in seiner Tasche trug, er nahm die Haltung der verleumdeten Tugend an, er entlehnte ihr Inspiration, er redete ihre Sprache!" Als ob das so verwunderlich wäre? Wenn ein Mensch vom Schlage Mirabeau's einmal angefangen hat, sich selber zu belügen, so thut er es eben à la Mirabeau, d. h. im großen Stil, und Stil, Form, Färbung, Lack sind oder bedeuten wenigstens bekanntlich auf dieser unserer lieben Erde alles. Große Worte sind daher nur allzu häufig der Schild, hinter welchem die menschliche Kleinheit sich birgt. „Vor etlichen Tagen wollte man mir einen Triumphzug bereiten und heute schreit man in den Straßen den Hochverrath des Grafen Mirabeau aus — sagte der berühmte Redner auf der Tribune — allein ich bedurfte dieser Lektion nicht, um zu wissen, daß es vom Kapitol nicht weit ist bis zum tarpejischen Felsen" .... Wenn Herr Schufterle das Talent zum Kompagnon und die Unverschämtheit zur Maitresse hat, so wird er auch Erfolg haben: das ist der Lauf der Welt. Mirabeau jedoch wurde an diesem 22. Mai zwar nicht vom tarpejischen Felsen gestürzt, gelangte aber auch nicht ganz zum Kapitol hinauf. Denn es ist ja gar nicht wahr, daß die durch i h n beantragte Formulirung des die Tagesfrage erledigenden Gesetzes — („le droit de faire la guerre et la paix appartient à la nation; l'exercice de ce droit sera délégué concurrement au pouvoir législatif et au pouvoir exécutif") — von der Nationalversammlung angenommen und beschlossen wurde, sondern vielmehr die durch Alexander Lameth vorgeschlagene Formulirung („le droit de la paix et de la guerre appartient à la nation; l a g u e r r e n e p o u r r a ê t r e d é c i d é e q u e p a r u n d é c r e t d e l ' a s s e m b l é e n a t i o n a l e que sera rendu sur la proposition formelle et nécessaire du roi et qui sera consenti par lui"). Der wesentliche Unterschied dieser beiden Formeln springt sofort in die Augen. Der lameth'sche

Antrag legte das Recht des Königs, über Krieg und Frieden zu beschließen, vollständig lahm, — also gerade das Prärogativ, welches Mirabeau der Krone hatte sichern wollen. Sobald er aber merkte, daß die Strömung gegen ihn sei, war er gescheid genug, sich zu beeilen, seinem halben Erfolge den Anschein eines ganzen zu geben, indem er erklärte, seine Meinung stimme mit der Meinung Lameths ganz überein.

Aber er täuschte damit im Grunde niemand als vielleicht sich selbst. Sein Ruf freilich war ein zu laut schallender und zu weithin hallender, als daß derselbe plötzlich hätte verstummen können. Allein der Argwohn war wach von diesem Maitag an und heftete sich an des Gekauften Fersen. Schon schnellte der „Grazienschlingel“ des wachsenden Jakobinismus, Camille Desmoulins, seine klingenden Witzpfeile auf den Ex-Volksgrafen und sprach von einem neuen Aeschines, welcher durch „das Gold Philipps“ erkauft worden sei. Der bissige Fréron seinerseits knurrte nach Bulldoggenart: „Mirabeau, Mirabeau, weniger Talent und mehr Rechtschaffenheit, oder nimm dich in acht vor dem Laternenpfahl!“

4.

Der Handkuß zu Saint-Cloud.

Es heißt unbillig sein, wenn man den Erdengöttern zumuthet, sie sollten ohne weiteres und sogar noch gute Miene zum bösen Spiele machend von ihrem Olymp herabsteigen. Gar süß ist es, an der Bankett-Tafel des Daseins zu sitzen und lustig mitzuschmausen; so süß, daß nur strohhirnige Phantasten der närrischen Ansicht sein können, die Bankettgenossen und Festgenossinnen sollten, wenn die hungernd und dürstend Draußenstehenden herein-

kommen und sagen: „So, jetzt macht uns mal Platz!“ ohne Umstände aufstehen und antworten: „Mit Vergnügen, liebe Brüder und Schwestern.“ Soweit wird es das nur leidlich gezähmte Thier, genannt Mensch, niemals im Christenthum bringen. Die Draußenstehenden werden daher, da gute Worte nichts helfen, von Zeit zu Zeit immer wieder versuchen, sich mit Gewalt in den Bankettsal hineinzudrängen, was man Revolutionen machen nennt. Schade nur, daß der Bankettsal selbst viel zu klein, unendlich viel zu klein ist, um den Millionen-Zudrang zu fassen. Zwar spricht man schon seit vielen Jahrhunderten von Weile zu Weile davon, es sei ein radikaler Um- und Neubau vorzunehmen, was die Leute sociale Reform nennen; allein da man bislang über das Reden hinaus höchstens zu einiger Flickarbeit gekommen ist, so sind Sal und Bankett-Tafel nicht eben viel größer geworden. Wohl denen, die darin sind und daran sitzen! „Beati possidentes“, ist ein guter alter Spruch. Wer im Besitz ist, ist in der Macht; wer aber in der Macht ist, der ist im Recht, auf die Minute hin so lange, als er in der Macht ist. Das ist die „Logik der Thatsachen“, das ist „Realpolitik“; alles andere aber „Ideologie“, „Narrethei“, „Schwindel“, „Humbug“, sagen die Realpolitiker.

Kein verständiger und menschenkundiger Mann wird es der stolzen Tochter Marie Theresia's übelnehmen, daß sie, welche an mehrbesagter Bankett-Tafel, soweit dieselbe auf französischem Boden stand, unbedingt den ersten Platz einnahm, nicht aus freien Stücken von derselben aufstehen oder auch nur etwas weniger breit sich hinsetzen wollte — welches letztere man „konstitutionell regieren“ heißt — als der französischen Bourgeoisie es eingefallen war, einen Platz im Staatssal und an der Festtafel für sich in Anspruch zu nehmen. Fest entschlossen, dieses freche Begehren der „Roture“ abzuweisen, hinter welcher, — schauderhaft zu sagen! — ja auch schon die „Canaille“, das Volk, gierig herandrängte, wäre Marie Antoinette zweifellos in ihrem Rechte gewesen und geblieben, wenn ihr nicht die

Macht versagt hätte. Diese Fatalität änderte freilich die ganze Sachlage gewaltig und schon der Oktoberschrecken von 1789 hatte der Königin das unverwindbare Gefühl dieser Aenderung eingedonnert. Hierzu kam, daß ein weit feiner als der ihrige organisirter Kopf die Königin fortwährend darauf hinwies, man könnte, wie die Dinge in Frankreich nun einmal lägen, schlechterdings nicht mehr in der guten alten frommen Lettres-de-Cachet- und sonstigen Despoten-Manier vor- und drein- und weiterfahren. Der gemeinte fein organisirte Kopf saß auf den Schultern des Kaisers Leopold, welcher brieflich und mündlich (durch seinen Gesandten Mercy) seiner Schwester ernstlich rieth, sich in Gottesnamen etwas weniger breit hinzusetzen, d. h. in den Konstitutionalismus sich zu finden und zu schicken.

Unter solchen Einwirkungen zwang sich Marie Antoinette mit großer Selbstüberwindung den Entschluß ab, so zu thun, als wäre sie überzeugt, daß man der „Canaille" nur sich erwehren könnte, indem man die von der „Roture" angebotene Allianz annähme. Und wer allein wäre im Stande, diese von der Noth des Augenblickes gebotene und selbstverständlich später bei erster günstiger Gelegenheit wieder aufzuhebende Allianz zwischen Hof und Bourgeoisie zustandezubringen? Natürlich Mirabeau, welcher ja seinerseits gerade zu dieser Zeit mit einem für Augen, welche die menschlichen Sachen durch die „Idealbrille" angucken, sehr widerlichen Zappeleifer sich abmühte, seinem Käufer die Vortrefflichkeit der Waare darzuthun. Und doch ist, die Wahrheit zu sagen, die Waare zu dieser Zeit schon nicht mehr viel werth gewesen. Man erstaunt geradezu über die Banalität, Hohlheit und Sterilität der Rathschläge, welche zur Beschwörung der herandrohenden Krisis Mirabeau dem Hofe zukommen ließ. Die Nemesis war augenscheinlich schon hinter dem Verkauften her: — das Gold der Bestechung verstopfte die Quelle seines Genie's. Er stand nicht mehr an der Spitze der Bewegung, er lief nur noch so nebenher und suchte jene vergeblich auf Seitenwege und auf solchen allmälig nach rückwärts zu lenken.

Wie er in der unsterblichen Opfernacht vom 4. August 1789, in der schönsten Stunde der Geschichte Frankreichs, nicht mitdabeigewesen war, so war er auch am 19. Juni 1790, als es sich um Abschaffung des Junkerthums handelte, nicht mitdabei, indem er, obzwar diesmal in der Nationalversammlung anwesend, ein missbilligendes Schweigen beobachtete. Sowie aber die Versammlung den Schlag gegen den Adel geführt hatte, setzte er sich hin, um eine Denkschrift für den König zu verfassen, in welcher er die Throngefahrtrommel auf das heftigste rührte, den gefassten Beschluß als die „Brandfackel des Bürgerkrieges“ verklagte und Lafayette als den Hauptverursächer angab, sei es, daß derselbe aus Dummheit oder aus Tücke („ou bêtement ou perfidement“) gehandelt hätte.

Mirabeau's Wuth gegen den „General der Bourgeoisie“ war gränzenlos; allein wohl merkend, daß er nicht imstande, diesen Stein des Anstoßes zu beseitigen, versuchte er immer wieder, denselben in einen Aufsteigestein für sich zu verwandeln. In einer seiner für den Hof bestimmten Noten verlangte er die Vermittelung der Königin. Diese sollte in Gegenwart des Königs dem General geradezu befehlen, mit Mirabeau sich zu verbünden und zwar offen, öffentlich, officiell. Als hieraus nichts wurde, begann er wiederum den Guerillaskrieg der Sarkasmen gegen seinen Gegner, welcher darauf hochmüthig trocken bemerkte: „Ich habe den König von England in seiner Macht besiegt, den König von Frankreich in seiner Gewalt, das französische Volk in seiner Wuth; wie sollte mir also beikommen, dem Herrn von Mirabeau zu weichen?“ Der Eberkopf machte auch über diese Auslassung plattköpfiger Selbstgefälligkeit ganz vortreffliche Witze; aber er konnte es sich doch nicht verhehlen, daß ihn der General habe abfahren lassen, und zwar so entschieden, daß es nach dieser Seite hin hieß: „Lasciate ogni speranza!“

Aber wie, sollte der gemeinsame Haß, welchen die Königin und der Ex-Volksgraf gegen Lafayette hegten, nicht zu einem Vereinigungspunkte für die beiden werden können?

Mirabeau ergreift diesen Gedanken. Die Idee der Premierministerschaft ist unter seiner Schädeldecke zu einer fixen geworden: sie muß um jeden Preis verwirklicht werden und sie kann es nur mittels der Beihilfe der Königin. Demnach stimmt Mirabeau inbetreff Marie Antoinette's sein Sprachinstrument auf eine Tonart, welche von der früheren diametral verschieden ist. Einem Gekauften und Verkauften gehen ja solche Umstimmungen sehr leicht von der Hand. „Der König hat nur einen Mann und das ist seine Frau." Oder: „Vielleicht muß man bald versuchen, was eine Mutter und ihr Kind zu Pferde vermögen." Der Honigseim derartiger Schmeicheleien wirkt in den Tuilerien oder vielmehr in Saint-Cloud, allwo sich dermalen, d. h. zur Sommerzeit von 1790, der Hof befindet. Die Tochter Maria Theresia's willigt in das Begehren des „Ungeheuers", sie zu sehen und zu sprechen. Die Briefe der Königin aus dieser Zeit — die authentischen nämlich — geben uns einige flüchtige Winke über das Abenteuer. So schrieb sie am 12. Juni an den Grafen Mercy: „Die Unterhandlung mit Mirabeau ist im vollen Gange (se suit toujours), und wenn er es ehrlich meint (s'il est sincère), habe ich alle Ursache, zufrieden zu sein." In demselben Briefe äußerte sich Marie Antoinette zustimmend über Mirabeau's Vorschlag, Preußen und Oesterreich zu einer gemeinsamen Intervention zu bewegen, welche nicht in der Absicht einer Gegenrevolution („non pour faire une contrerévolution"), sondern — was natürlich thatsächlich das Gleiche bedeutete — unter dem Vorwand, als Garanten aller auf Lothringen und Elsaß bezüglichen Verträge auftreten zu müssen, unternommen werden sollte. Am 29. Juni schrieb die Königin wiederum an Mercy: „Wir[1]) zählen darauf, am Freitag-Abend Mirabeau zu sehen. Ich habe einen Platz ausfindig gemacht, der freilich

1) Ist dieses „Nous comptons" bloßer Pluralis majestaticus oder ein Zeugniß, daß die Königin beabsichtigte, den König an der Zusammenkunft mit Mirabeau theilnehmen zu lassen?

nicht sehr bequem, aber doch sehr passend gelegen ist, ihn zu empfangen (j'ai trouvé un endroit, non pas commode, mais suffisant pour le voir). Sie sollten ihn dann möglichst bald sehen. Es würde mir angenehm sein (je ne serais pas fachée), wenn es schon am Samstag geschehen könnte, damit ich erführe, welche Wirkung die Zusammenkunft auf ihn hervorgebracht habe (pour savoir l'effet, qu'aura produit sur lui la visite de la veille)“ [1]).

Die 37. Nummer von Frérons Journal „L'orateur du peuple“ brachte eine vom 4. Juli datirte Zuschrift an den Redakteur, worin die öffentliche Meinung benachrichtigt wurde, daß am Tage zuvor Riquetti der Aeltere (Mirabeau) in geheimnißvoller Weise sich nach Saint-Cloud begeben und dort eine mehrstündige geheime Konferenz gehabt habe, welcher die Königin („une très-grande dame“), der Erzbischof von Bordeaux und zuletzt auch der König („le pouvoir exécutif“) anwohnten. Die öffentliche Meinung, gegen ihre verhätschelten Lieblinge nicht weniger nachsichtig als alberne Mütter gegen ihre verwöhnten Kinder, schüttelte ungläubig den Kopf: es konnte ja unmöglich wahr sein, daß der große Führer der Revolution zum Hofe übergelaufen wäre. Und doch war es so und hatte Frérons Journal in der Hauptsache durchaus die Wahrheit gesagt: — der vermeintliche Retter und Heiland des Königsthums, welcher an dem Drachen der Revolution zum Ritter Sankt Georg werden sollte und wollte, hatte zu Saint-Cloud die Gnade erfahren, Ihrer Majestät der Königin die Hand küssen zu dürfen.

Die Einzelnheiten dieses Abenteuers sind bis zur Stunde noch nicht mit völliger Sicherheit ermittelt und werden es vielleicht nie sein. Man kann nicht einmal mit Gewißheit angeben, ob Ludwig der Sechszehnte der Zusammenkunft seiner Frau mit Mirabeau angewohnt habe oder nicht [2]). Was wir wissen, beruht auf den Zeugnissen

1) Briefwechsel Marie Antoinette's mit Josef II. und Leopold II., hrsg. v. Arneth, S. 129 und 133.

2) Die „Correspondance inédite de Marie Antoinette“, veröffent-

von Mirabeau's Neffen Du Saillant, ferner der Madame Campan und des Herrn Weber, des Milchbruders von Marie Antoinette, welcher gute Mann und ziemlich einfältige Mensch seinen zweibändigen Hymnus auf die königliche Milchschwester „Mémoiren" betitelt und im übrigen die französische Staatsumwälzung gewissenhaft vom Standpunkt eines Milchbruders angesehen hat.

Am 3. Juli also von 1790 machte sich Mirabeau nach Saint-Cloud auf, wo der Hof zum letztenmal der Sommerfrische genoß. Augenscheinlich war der Verkaufte voll der Unruhe des bösen Gewissens. Die Fahrt nach dem Lustschlosse der Königin ist wie eine Diebsfahrt gewesen. Der Neffe Mirabeau's, Du Saillant, musste den Kutscher machen, und als er die Kalesche so verstohlen als möglich vor ein Pförtchen des Schloßgartens gebracht hatte, übergab ihm der Oheim beim Heraussteigen einen an den Kommandanten der Nationalgarde von Paris adressirten Brief mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob man loyal mit mir verhandeln oder ob man mich ermorden lassen will. Falls ich binnen einer Stunde nicht wieder hier bin, so fahre verhängten Zügels zur Stadt, bestelle diesen Brief an seine Adresse, lass' die Sturmglocke läuten und verkündige dem Volke die Falschheit des Hofes." Fast scheint es, das Jahr 1588 sei vor dem Mann aufgestiegen als ein drohendes Gespenst. Dachte er daran, wie der letzte Valois und meineidige Sodomiter, Heinrich der Dritte, seinen gewaltigen Gegner, den Duc de Guise, „Le Balafré", an jenem 23. December im Schlosse zu Blois in sein Schlafgemach lockte, um sich vertraulich mit ihm zu unterreden,

licht von dem Grafen von Hunolstein, enthält freilich einen vom 7. Juli 1790 datirten Brief der Königin an ihren Bruder Leopold, worin sie diesem über ihre Zusammenkunft mit Mirabeau Bericht erstattet und ausdrücklich sagt: „Le roy étoit auprès de moi". Allein dieses Zeugniß ist ganz werthlos, weil sich die ganze erwähnte „Correspondance" im Schmelztiegel der historischen Kritik bekanntlich als eine — gelinde gesagt — Mystifikation darstellte, aus scheinbar Echtem und handgreiflich Falschem wunderlich gemischt.

d. h. ihn wehrlos den Meuchelmördern zu überliefern, an welche Se. „allerchristlichste“ Majestät zuvor die Mordwaffen allerhöchsthändig ausgetheilt hatte? Möglich, daß Mirabeau an diese Blutgeschichte dachte. Gewiß aber ist, daß er bei seinem Eintritt in den Garten von Saint-Cloud an nichts weniger dachte als an die Worte des hellenischen Tragikers: —

„Weh' dem, der sich des Königs Schwelle naht!
Ein Sklave tritt er über sie und bleibt es“ [1]).

In dem sogenannten Privatgarten („jardin particulier)“ der Königin im Parke zu Saint-Cloud befand sich an der höchstgelegenen Stelle desselben ein Rondell. Hier erwartete die Tochter Maria Theresia's, und zwar allein, das „Ungeheuer“. Wer den Ankömmling an der Gartenthüre empfangen und zu dem Rondell geleitet habe, ist nicht zu erkunden. Auch inbetreff der Einzelnheiten des Gespräches zwischen den beiden wissen wir eigentlich nur, was Ober-Zofe Campan aus dem Munde Marie Antoinette's darüber gemeldet hat. Gewiß ist, daß Mirabeau das ganze Brillantfeuer seines Geistes leuchten und schimmern ließ und daß die Königin ihren ganzen Vorrath von Liebenswürdigkeit aufbot: jener, um den Werth der Waare ins rechte Licht zu rücken; diese, um zu zeigen, daß man mit dem gemachten Handel zufrieden sei und vieles oder gar alles von demselben erwarte. So ist denn, was im Rondell des Gartens von Saint-Cloud vorging, eine vortrefflich gespielte Scene aus einem historischen Intrikenspiel höchsten Stils gewesen.

---

1) Freilich, um den Trimeter herauszubringen, etwas freier übersetzt als billig: —

„Ὅστις γὰρ ὡς τύραννον ἐμπορεύεται,
Κείνου 'στὶ δοῦλος, κἂν ἐλεύθερος μόλῃ.“

Bekanntlich soll der arme Pompejus diese sophokleischen Verse citirt haben, als er vom Borde seiner Galeere in das Boot hinabstieg, welches ihn an die mörderische Küste von Aegypten brachte. Für die tiefe Weisheit und Wahrheit des Spruches haben übrigens, wie jedermann weiß, Anno 1848 die Herren „Märzminister“ und seither so viele andere liberale Gaukler thatsächliche Beweise und Belege in Hülle und Fülle geliefert.

„Einem gewöhnlichen Gegner gegenüber — also begrüßte Antoinette den Verführer und Entführer der armen Sophie Monnier — gegenüber einem Manne, welcher das Verderben der Monarchie geschworen hätte, ohne den Nutzen, welchen dieselbe für ein großes Volk darbietet, werthen zu können oder zu wollen, einem solchen Gegner gegenüber wäre der Schritt, welchen ich thue, sicherlich ein sehr unpassender. Allein gegenüber einem Mirabeau“ .... Die Königin spielte gut und wusste, daß sie gut spielte. Sie hat, in den Palast zurückgekehrt, sofort zur Campan gesagt: „Das „„gegenüber einem Mirabeau““ schien ihm unsäglich zu schmeicheln“ .... Marie Antoinette ging überhaupt mit dem Vorrath ihrer Schmeichelhonigworte keineswegs sparsam um bei dieser Gelegenheit. Nachdem Mirabeau die Lage des Staats und die Verhältnisse der Parteien auseinandergesetzt hatte, sagte die Königin: „Endlich hör' ich einmal wirkliche Politik! Ich kann zwar nicht alle Ihre Anschauungen und Ideen zu den meinigen machen; allein soviel weiß ich jetzt: Sie sind ein echter Staatsmann!“ Worauf der Eberköpfige die Antwort gegeben haben will: „Wenigstens, Madame, sollte man, denk' ich, nicht nöthig haben, sich jenseits des Rheins darüber Raths zu erholen, was man an der Seine zu thun habe“ .... Der effektvollen Scene durfte natürlich ein brillanter „Abgang“ nicht fehlen. Der von einer stolzen Tochter der Cäsaren, welche den gelungenen Versuch gemacht hatte, dem habsburgischen Hochmuthe den bourbonischen Uebermuth beizugesellen, zu Gnaden angenommene weiland Sträfling vom Fort If, vom Fort Joux und vom Fort Vincennes war oder that begeistert. „Madame“ — sagte er beim Abschied — „wann die Kaiserin, Ihre erhabene Mutter, einem ihrer Unterthanen die Gnade ihrer Gegenwart erwies, entließ sie denselben nie, ohne ihm die Hand zum Kusse zu reichen.“ Huldvoll und mit der Anmuth, die ihrem ganzen Gebaren eigen war („avec cette grâce qui accompagnait toujours ses moindres gestes“), entsprach Marie Antoinette der Bitte, indem sie ihren Handschuh auszog und dem „Un-

geheuer" die Hand zum Kusse darbot. Frohlockend rief der Ex-Volksgraf im Abgehen aus: „Ce baiser-là sauve la monarchie!" was, ins Deutsche übersetzt, heißt: „Jetzt bin ich sicher, Minister, Premierminister zu werden!" Der Thor! Wenn er wirklich glaubte, daß „dieser Kuß", d. h. die ihm von der Königin erwiesene Gnade „die Monarchie retten", d. h. ihn ans Staatsruder bringen würde, so wäre damit der Beweis fertig, daß Mirabeau entweder zu dieser Zeit die Natur der Revolution schon gar nicht mehr verstand, ja, daß er sie eigentlich nie recht verstanden habe, oder aber, daß er seine eigene Kraft in wahrhaft lächerlicher Weise überschätzte.

Wie dem sei, er ging triumphirend von Saint-Cloud weg. Seinem Neffen, Du Saillant, welcher mit der Kalesche vor der Gartenthür wartete, war, da der Oheim lange über die anberaumte Zeit ausblieb, um denselben angst und bange geworden. Der Vorschriften Mirabeau's eingedenk, entschloß er sich in seiner Unruhe endlich, nach Paris zurückzufahren und daselbst Lärm zu schlagen. Er hatte aber erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als er rückschauend den Oheim hinter dem Wagen einherkeuchen sah. Herangekommen sagte der „Retter der Monarchie" beim Einsteigen: „Ich zitterte, du möchtest schon wegsein. Ich bin zufrieden, alles wird gut gehen. Bewahre das tiefste Schweigen über diese für den Staat unendlich wichtige Fahrt!"

5.

Der 2. April von 1791.

Er täuschte sich bitter: der Kuß auf die Hand der Königin im Garten von Saint-Cloud hielt den logischen Gang der Revolution nicht auf und die geheimnißvolle Fahrt vom 3. Juli wurde keineswegs von „unendlicher

Wichtigkeit für den Staat". Was vermag der Mensch gegen das Schicksal? Was die Korngarbe gegen die Sichel vermag [1]), gibt einer zur Antwort, dessen Genius stralend und majestätischen Fittigschwungs über die von Gleißnerei, Bigoterie und Brutalität dampfende Atmosphäre seines Heimatlandes sich erhob, wie ein Adler hoch über dem Brodem eines giftigen Sumpfes kreis't. Mirabeau, obzwar zu dieser Zeit schon häufig von den Vorwehen des Todes angefröstelt, war viel zu sehr Sanguiniker, um sich jemals lange bei dem — durch einen deutschen Halb-Byron formulirten — Gedanken aufzuhalten, daß

„Zerstörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einander kettend, herrscht
Mit alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schicksal über unsern Häuptern!
Aus den Orkanen flicht
Es seine Geißeln sich zusammen
Und peitscht damit die Rosse seines Wagens durch
Die Zeit und schleppet, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweife den
Gefang'nen mit sich fortreißt,
Das Weltall hinterdrein!" . . . .

Ob er aber die Thatsache sich klar machen mochte oder nicht: es ging rasch bergab mit ihm. Er wurde nicht einmal Minister. Die letzten Monate seines Daseins zeigen uns ein mitleidwerthes Hin- und Herfahren, ein fieberisches Hinüber- und Herübertasten. Er pries, was er früher geschmäht; er empfahl, was er früher verworfen hatte. Vordem hatte er z. B. das Papiergeld eine „cirkulirende Pest" genannt, jetzt sah er in der Vermehrung der „Assignate" bis zum Betrage von 1 Milliarde die „wahrhafte Besiegelung der Revolution", welche, orakelte er, „vielleicht zwar noch in Anarchie ausarten könne, aber gewiß niemals zu Gunsten des Despotismus rückwärts schreiten werde". Neun Jahre nach diesem Orakelspruch war ein korsischer Abenteurer der Despot Frankreichs.

---

1) „To strive, too, with our fate were such a strife
As ife the corn-sheaf should oppose the sikle."
Don Juan, V, 17.

Das eminente Talent Mirabeau's flammte mitunter noch blendend auf; aber hörende Ohren merkten aus seinen Reden in der Nationalversammlung deutlich heraus, daß dem Manne abhanden gekommen, was dem Riesen Antäos die Mutter Erde gewesen ist: — das Princip. Auf der Treibsandbasis der „Opportunität“ erbaut man keine großartige staatsmännische Thätigkeit. Mirabeau bewältigte dann und wann noch durch einen genialen Blitzwurf die Nationalversammlung und die öffentliche Meinung; allein er stand doch in der Luft. Der Hof bezahlte ihn zwar, traute ihm aber kaum halbwegs, die Konstitutionellen beargwohnten, die Demokraten hassten ihn. Leute, die mit ihm nichts gemeinhaben als die Käuflichkeit, welche sie dann auch den Käufern bei jeder Gelegenheit betriebsam zu wissen thun, haben in unseren Tagen noch die staatsmännischen Thaten, welche der verkaufte Ex-Volksgraf in seinem letzten Lebensjahre vollbrachte, bombastisirend gepriesen. Zieht aber ein parteiloser Rechner die Summe dieser Thätigkeit, so gewinnt er ein Ergebniß, welches einer Null zum Verwechseln ähnlich sieht.

Ohne Zweifel hatte der mehr und mehr sinkende Mann zuweilen das überwältigende Gefühl seiner Lage. „Ich möchte nicht allein für eine große Zerstörung gearbeitet haben,“ hatte er beim Beginne seiner Beziehungen zum Hofe in einem für den König bestimmten Schreiben sich geäußert. Jetzt aber musste sich ihm, wenn er allein war mit seiner Seele, die Erkenntniß aufdrängen, daß er ohnmächtig sei, zu schaffen. Das war Verzweiflung, und um ihr zu entgehen, suchte er, altgewohnte Wege wandelnd, bei der Ausschweifung, was der Ehrgeiz ihm versagte. Allein die Strafe kam diesmal nicht schleichend, sondern galoppirend. Am Abend des 28. März von 1791 erkrankte Mirabeau tödtlich. Man munkelte von Vergiftung, als man aber später laut davon sprach, schrieb Brissot („Mémoires“, t. III, ch. 18): „Etliche Tage vor seiner Erkrankung hatte er eine Nacht in den Armen der beiden Operntänzerinnen Hélisberg und Coulomb verbracht. Diese Mesdemoiselles

haben ihn umgebracht (voilà celles qui l'ont tué); man braucht sonst niemand seinen Tod schuldzugeben."

Am Morgen vom 2. April war der Zustand des Kranken hoffnungslos. Wie unser Schiller auf seinem Sterbebette verlangte auch der sterbende Mirabeau die Sonne zu sehen. Als das Tagesgestirn seine Stralen durch das geöffnete Fenster warf, sagte er: „Wenn das nicht Gott ist, so ist es wenigstens ein Vetter von ihm." Den Tag über litt er heftig und seufzte nach Opium. Um 8½ Uhr Abends litt er nicht mehr, weil er aus dem schmerzlichen Traume des Lebens zum Tode erwacht war. Die Theilnahme für den Sterbenden hatte sich allgemein und rührend kundgegeben. Der Volksinstinkt, für eine Weile mit zärtlicher Besorgniß zu dem weiland „Volksgrafen" zurückkehrend, ahnte, daß der verschwindende Koloß eine ungeheure Lücke hinter sich zurücklassen würde. Dem Todten wurde, wie jedermann weiß, eine förmliche Vergötterung zutheil; aber seine Gebeine ruhten nicht lange im Pantheon. Sie wurden hinausgeworfen, im November 1793, nachdem der eiserne Schrank („l'armoire de fer") seine schmutzigen Geheimnisse und unter denselben auch das vom Kauf und Verkaufe Mirabeau's ausgespieen hatte . . .

Mirabeau war das lüderliche Genie des 18. Jahrhunderts in seiner höchsten Erscheinungsform. Diese eigenthümliche Species vom Genus Mensch ist nachgerade ausgestorben. Schwächliche Epigonen gibt es freilich noch in unseren Tagen genug und übergenug: Halbtalente, welche sich einbilden, genial zu sein, weil sie lüderlich sind; Leute mit heißen Köpfen und kalten Herzen, welche, so man ihnen die Freiheits- oder Kunstphrase, womit sie sich drapiren, vom Leibe reisst, in der ganzen Blöße ihrer Nichtswürdigkeit dastehen. Dann sieht man, daß sie nur e i n e n Grundsatz, nur e i n Ziel kennen und haben, das schuftgentzische „Rasendgutleben". In der Treibhausluft der romantischen Schule ist dieses Ungeziefer in Fülle ausgebrütet worden und hat seither wanzenhaft fortgewuchert. Publicistik, Belletristik und Musik sind die Lieblingsstätten dieser

genialthuenden Wanzeriche, die sich da bei einem wahlverwandten Fürsten einzunisten, dort einem „vor die Bildung" schwärmenden Bankier anzuschwindeln wissen. Eines ihrer Hauptkennzeichen ist, daß sie, so lange sie jung sind oder wenigstens für jung sich ausgeben können, alles daransetzen, mit „vornehmen" Weibern herumzuvagabundiren. Ihr Kommen verkündigt die Reklame, ihr Gehen begleitet das Skandal. Was sie mitbringen, sind auf die Zukunft ausgestellte Selbst- oder Kameradschaftsruhmwechsel; was sie zurücklassen, sind Stänkereien und Schulden. Werden sie alt, so bekehren sie sich à la Zacharias Werner und Friedrich Schlegel [1]), nehmen die Weihen oder gehen unter die Mucker; sei es, um nach Verbrauchung aller andern Mittel, sich „interessant" zu machen, auch dieses noch auszunützen; sei es, weil die angeborene Geistesrohheit schließlich hinter der Maske der Genialität wieder hervorbricht.

Wie aber die urtheilslose Menge, der vornehme und niedrige Pöbel, zu jeder Zeit der Wahrheit die Lüge und dem Sein den Schein vorzog und vorzieht, so hat diese Menge und dieser Pöbel durch die Pseudogenies den Mythus von der Dieselbigkeit des Genius und der Lüderlichkeit gerne sich aufbinden lassen und es springt und haselirt demnach diese Ratte unter der Decke des ungeheuren Hohlschädels Publici noch immer lustig herum. Die Wahrheit ist, daß Männer von echtem Genius, die schaffenden und bauenden Lehrer und Führer, Seher und Propheten, Bildner, Helfer und Tröster der Menschheit keine Tagediebe und Taugenichtse, keine Schlemmer, Söffer, Unzüchtlinge und Schuldenmacher gewesen sind, sondern alle ihre Lebtage lang treufleißige und mühsälige Arbeiter an dem ungeheuren Werke der Vermenschlichung des armen und erbarmungswürdigen Geschöpfes Mensch. Dabei haben, wie selbstverständlich, diese Echten und Rechten neben dem einen Hauptkennzeichen des wahren Genie's, neben der Arbeitslust, auch das zweite, die

1) „Viele Verwandlungen gibt's, so ist in dem Leben die Ordnung: Erstens die Lüderlichkeit, zweitens die Bigoterie."

Fruchtbarkeit, glänzend bethätigt. So waren die Sophokles, Pheidias, Platon und Aristoteles, die Michel Angelo und Rafael, die Shakspeare und Milton, die Voltaire und Rousseau, die Kepler und Newton, die Lessing und Kant, die Watt und Fulton, die Göthe und Schiller, Herder und Pestalozzi, Mozart und Beethoven. So auch hat in unserer Zeit, gegenüber der romantischen Wiederkäuung mittelalterlichen Quarks, wie gegenüber den Gaukeleien und Gaunereien einer Lucus-a-non-lucendo-Zukunftskunst, ein Wilhelm Kaulbach mittels der Originalität, Ideenfülle, Schönheit und Vielseitigkeit seiner Werke ruhmreich erwiesen, daß der deutsche Genius noch lebt und schöpfungsmächtig arbeitet....

Mirabeau ist ein Genie von Gnaden Ihrer hochheiligen Majestät Natur gewesen. Wie von den erlauchtesten Geistern seines Jahrhunderts, so durfte und musste auch von ihm gesagt werden, daß die große Mutter:

„Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit et erectos ad sidera tollere vultus.“

Aber wenn so einem Ritter vom Geiste viel gegeben ist, so wird auch viel von ihm gefordert. Vor allem und unbedingt, daß er reine Hände habe und nicht mit durch Bestechlichkeit beschmutzten eine heilige Fahne zu tragen sich erfreche. Sodann, daß er aus der Aetherhöhe seiner geistigen Aristokratie voll Erbarmen zu den Armen, Schwachen und Unterdrückten sich herniederneige. Gerade hiervon aber trifft man bei Mirabeau kaum eine Spur; denn er hat nicht mit dem Herzen, sondern nur mit dem Kopfe gedacht und die Mission eines Befreiers war ihm nur das Piedestal der zügellosen Wünsche seiner Selbstsucht. Ferner, wenn man auch so gerecht ist und sein muß, zu berücksichtigen, was die Verhältnisse, die ungünstigen nämlich, aus dem Manne gemacht haben, wenn man ihn ansieht und nimmt, wie er war, diesen von Genialität quillenden, von Sinnlichkeit strotzenden, von Leidenschaften lodernden, von einem närrischen Vater verkehrt erzogenen, von den Weibern verzogenen, jetzt dem Hunger gegenübergestellten, dann wieder in allen Lüsten sich badenden, bald durch Schande der Verzweiflung

zugejagten, bald durch Ruhm ganz und gar berauschten Menschen, so würde man dennoch, falls man mit juvenalischer Härte und Herbigkeit urtheilen wollte, sich versucht fühlen, mit parodirender Anwendung eines shakspeare'schen Wortes das Facit zu ziehen —

„Sagt alles nur in allem:
Er war ein Lump!"

Jedenfalls aber verwehrt, mildestens gesprochen, der Schmutzschimmer von Gemeinheit, welcher der Gestalt Mirabeau's unverwischbar anhaftet, derselben den Zutritt in die allerdings nicht sehr geräumige Walhalla der Weltgeschichte, wo die hehrsten Helden und höchsten Heiligen der Menschheit ihrer Unsterblichkeit genießen. Voltaire hat freilich gesagt: „C'est le privilège du vrai génie, et surtout du génie qui ouvre une carrière, de faire impunément de grandes fautes." Allein dies war gar nicht im moralischen, sondern nur im intellektuellen Sinne gemeint, kann demnach nicht etwa als milderndes Argument zu Gunsten von Mirabeau's Verfehlungen geltendgemacht werden. Wohl aber darf und soll gegen ihn geltendgemacht werden, daß ein wahrhaft großer Mann zugleich ein guter sein muß, weil er eben sonst kein großer sein kann. Marie Josef Chénier war also vollständig in seinem Rechte, als er am 27. November von 1793 im Konvent den Antrag, die Ueberreste Mirabeau's aus dem Pantheon zu entfernen, mit dem Satze begründete: „In Erwägung, daß es ohne Tugend keinen großen Mann gibt" .... Die Lumpe mögen immerhin bei Lebzeiten floriren und ihre Schmach mit dem bequemen Mantel des sogenannten „Opportunismus" bedecken, da ja die Mitwelt allzeit betrogen sein will; aber sie sollen sich darum nicht einbilden, auch noch die Nachwelt beschwindeln zu können.

6.

Der 16. Oktober von 1793.

Sechs Wochen vor dem Tage, an welchem das schuldig sprechende Todtengerichtsverdikt über Mirabeau erging, hatte die Tragödie „Marie Antoinette“ ihren Schlussakt gefunden.

Man braucht heutzutage seine Entrüstung über die Barbarei der Processirung und Hinrichtung der Königin nicht mehr ausdrücklich kundzugeben, da ja nicht nur für alle fühlenden Herzen, sondern auch für alle denkenden Köpfe die Verdammung dieses brutalen Missgriffes der französischen Revolution längst feststeht, man mag von der Schuld oder Unschuld des Opfers halten, was man will. Von dem Brandmal, womit ihr mörderisches Vorgehen gegen die Frauen die Stirnen der großen Revoluzer bemakelte, kann überhaupt nichts, schlechterdings nichts dieselben reinigen. Diese Frauenmörderei hat der Sache der Vernunft und Freiheit unberechenbaren Schaden gebracht, — tiefer greifenden und nachwirksameren Schaden als sonst irgendeine der Ausschreitungen der Schreckenszeit. Was die Tödtung der Königin insbesondere angeht, so war dieselbe ein ungeheurer politischer Fehler und die Tochter Neckers hatte recht, wenn sie in ihrer bezüglichen Flugschrift („Reflexions sur le procès de la reine“) den Revolutionsmännern strafend zurief: „Indem ihr Marie Antoinette opfertet, habt ihr sie heilig gesprochen. Der Tod der Königin hat euch unendlich viel mehr geschadet als jemals ihr Leben.“

Aber in den unbezähmbar kühnen Geistern, welche damals die Geschicke Frankreichs leiteten, war für derartige Rücksichten kein Raum. Nachdem sie den Despoten Europa's einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen hatten, erschien es ihnen nothwendig und wohlgethan, durch Hinzufügung des Hauptes einer Königin, einer Erzherzogin von Oestreich, in welcher sie nur die grimmigste Feindin ihrer Sache sahen, die Herausforderung noch zu verstärken.

Falls für diese That überhaupt eine Entschuldigung zulässig wäre, so müsste man sie in dem Umstande suchen, daß der fanatische Haß, womit die Demokratie auf Marie Antoinette blickte, nur die natürliche Frucht der ruchlosen Verleumdungen gewesen ist, womit die Aristokratie viele Jahre hindurch den Ruf der Königin systematisch vergiftet hatte.

Am 2. August von 1793 wurde die dem Untergange geweihte Tochter Maria Theresia's aus dem Temple nach der Conciergerie gebracht, der Zwischenstation auf ihrem Wege von jenem Kerker zu dem Schaffot auf dem Revolutionsplatz [1]). Beim Hinausgehen aus ihrer Zelle im Temple stieß sie von ungefähr mit dem Kopfe gegen den Thürpfosten und einer der anwesenden Gemeindebeamten richtete, von einer mitleidigen Regung angewandelt, an die Gefangene die Frage: „Haben Sie sich wehgethan?" Worauf die Unglückliche: „Oh nein! Was sollte mir jetzt noch wehthun können?" Ein aus tiefster Seele gequollener Schmerzensschrei! In Wahrheit, sie musste zu dieser Stunde glauben, daß es weiter für sie in der Welt kein Weh mehr geben könnte: — sie hatte ja so eben von ihren Kindern Abschied genommen, auf Nimmerwiederseh'n . . . Noch waren aber nach Ueberführung der Gefangenen in die Conciergerie ihre Freunde für sie thätig und von Brüssel aus leitete der Graf Mercy-Argenteau, „le vieux renard", verschiedene Versuche, die Königin zu befreien. Er soll sich ihrer Rettung wegen sogar mit Danton in Verbindung gesetzt haben und es ist nicht ganz unglaubhaft, daß der Chef der Cordeliers seine Mithilfe zugesagt habe. Denn Danton war keineswegs von Haus aus ein Blutmann und zudem konnten seinem staatsmännischen Blicke die übeln Folgen der Hinopferung Marie Antoinette's nicht entgehen.

1) Der fleißige Archivar Emile Campardon hat in sehr dankenswerther Weise die sämmtlichen auf den Proceß und die Hinrichtung der Königin bezüglichen Originalakten gesammelt und unter dem Titel „Marie Antoinette à la conciergerie" veröffentlicht. Diese Aktensammlung in ihrer zweiten und vermehrten Ausgabe (Paris 1864) dient mir hier als Hauptquelle.

Wenn er aber wirklich wähnte, für die Rettung der Königin etwas thun zu können, so täuschte er sich gröblich: auch seine Popularität, also seine Macht, war zu dieser Zeit durch den furchtbaren Wirbelsturm der Revolution bereits müdegejagt und nur fünf Monate nach der Todesfahrt Marie Antoinette's verfiel auch er der tödtlichen Umarmung von Guillotin's unersättlicher Tochter. Zwar gelang es, wie auch die Duchesse d'Angoulême später bezeugt hat („Relation de la captivité de la famille royale à la tour du Temple",) p. 87), eine Verbindung zur Befreiung der Königin zu stiften, und im September wusste sich einer der Verbündeten, der Chevalier de Rougeville, Zugang in der Conciergerie, ja sogar im Gefängnisse Marie Antoinette's zu verschaffen. Angesichts der Gefangenen deutete er mit den Augen auf eine Nelke, welche er im Knopfloche trug. Die Königin fand die Nelke schön, worauf Rougeville ihr die Blume darbot. In den Blüthenfalten derselben war ein Papierstreifen verborgen, auf welchem die Worte geschrieben standen: „Ich habe Leute und Geld zu Ihrer Verfügung." Allein der wachthabende Gendarme bemerkte das Papier in den Händen der Gefangenen und entriß es ihr. Der Chevalier flüchtete sich mit Noth und es scheint von da ab kein Rettungsversuch mehr stattgefunden zu haben.

Wie kläglich und kümmerlich das Dasein der Gefangenen in der Conciergerie gewesen ist, weiß männiglich. Doch ist auf Grund unanfechtbarer Dokumente zu sagen, daß die Parteisentimentalität über dieses Thema allerhand verlogene Variationen abgeleiert hat. So z. B. Marie Antoinette habe nur drei Hemden besessen; oder, sie habe, als sie sich eines Tages ein Strumpfband stricken wollte, die nöthigen Garnfäden aus dem Ueberzug ihres Bettes herausziehen und statt der mangelnden Stricknadeln zwei Zahnstocher gebrauchen müssen[1]). Wohlbezeugt ist dagegen

1) Das Original des Inventars, welches über die Hinterlassenschaft der Königin an Leibwäsche und Kleidern unmittelbar nach ihrer Hinrichtung in der Conciergerie aufgenommen wurde, ist noch im

Folgendes. Die Herbstnächte wurden kühler und die Königin bat daher den Gefangenwärter Bault, ihr eine baumwollene Decke zu verschaffen. Bault, welcher zur Erleichterung der Gefangenen that, was er konnte, beeilte sich, den Wunsch derselben bei Fouquier-Tinville anzubringen. „Was? — schrie ihn der steinherzige Staatsanwalt an — du wagst so etwas zu verlangen? Gelüstet dich nach der Guillotine?"

An demselben 3. Oktober, an welchem der Konvent die Ueberweisung der gefangenen Girondisten an das Revolutionstribunal beschloß, nahm der Sankt Dominikus der Revolution, der düstere Fanatiker Billaud-Varennes, das Wort und sagte: „Es muß noch ein weiterer Beschluß gefasst werden. Eine Frau, die Schmach der Menschheit und ihres eigenen Geschlechtes, die Witwe Capet, soll endlich die von ihr begangenen Frevel auf dem Schaffote büßen. Ich verlange, daß das Revolutionstribunal ohne Verzug über ihr Loos entscheide." Und „so geschehe es", beschloß der Konvent.

Am 14. Oktober erschien demnach die Königin vor jenem Gerichtshofe, dessen Name von einer rothen Blutwolke umwittert, mit Donnerschall durch die Jahrhunderte und Jahrtausende der Zukunft hinabtönen wird. Herman präsidirte und mit ihm bildeten Foucault, Douzé-Verneuil und Lane das Richterkollegium. Als Staatsanwalt fungirte Fouquier-Tinville, der unermüdliche Lieferant von „Gebäcken" für „Dame" Guillotine, als Gerichtsschreiber Fabricius. Auf der Geschworenenbank saßen Gannay (Perückenmacher), Grenier-Trey (Schneider), Antonelle (Ex-Marquis), Chatelet (Maler), Souberbielle (Chirurg), Picard (Handschuhmacher), Trinchard (Schreiner), Jourdeuil (Ex-Huissier), Devèse (Zimmermann), Deydier (Schlosser), Gimond (Schneider). So waren also „Gevatter Schneider und Handschuhmacher"

---

französischen Staatsarchive vorhanden (cart. W 534 regist. 11) und jetzt bei Campardon (S. 135 bis 137) gedruckt. Dasselbe beweis't, daß die Gefangene weder an Weißzeug noch an Kleidern Mangel hatte. Was z. B. die Hemden angeht, so führt das Inventar deren nicht drei auf, sondern „quinze chemises de toile fine, garnies de petite dentelle."

berufen, über die Tochter der Cäsaren den Wahrspruch, den Todesspruch zu fällen. Freilich, es ist das nur eine Formalität gewesen; denn der schwarze Todeswürfel für Marie Antoinette war ja schon vorher im Wohlfahrtsausschuß und im Konvent geworfen worden. Aber trotzdem, die Abkömmlingin so vieler Kaiser, welche die Krone Karls des Großen getragen hatten, von armen Teufeln von Handwerkern gerichtet — das ist ein Hohngelächter der Nemesis, schmetternd wie Weltgerichtsposaunenton!

Citoyen Antoine Quentin Fouquier-Tinville hatte großen Fleiß auf die Anklageakte verwendet und glücklich ein in seiner Art einziges Aktenstück zuwegegebracht, einen seltenen Mischmasch von Abgeschmacktheit und Brutalität. Gleich zum Eingange war darin der Angeklagten vorgeworfen, daß sie „gleich den Messalinen, Brunhilden, Fredegunden und Katharinen (von Medicis), welche man vor Zeiten Königinnen von Frankreich nannte, von dem ersten Tage ihrer Anwesenheit im Lande an die Geißel und der Blutigel (la fléau et la sangsue) der Franzosen gewesen sei." Den untersten Bodensatz der Schändlichkeit schöpfte die Anklage in dem haarsträubenden, durch den verworfenen Hébert veranlassten Passus aus, worin Marie Antoinette mit der Mutter Nero's, der blutschänderischen Agrippina, auf eine Linie gestellt und des namenlosen Gräuels bezüchtigt wurde, während der Gefangenschaft im Temple ihren unmündigen Sohn zum Incest verführt zu haben[1]). Diese Infamie, von dem Präsidenten des Tribunals beim artikulirten Verhöre der Angeklagten mit Stillschweigen übergangen, aber von einem Vieh von Geschworenen in Erinnerung gebracht, entriß den Lippen der gemarterten Königin die allbekannte, in ihrer Kürze wunderbar beredsame „Appellation an alle

1) „Qu'enfin, la veuve Capet immorale sous tous les rapports et nouvelle Agrippine est si perverse et si familière avec tous les crimes, qu'oubliant sa qualité de mère et la démarcation prescrite par les lois de la nature, elle n'a pas craint de se livrer avec Louis Charles Capet, son fils, et de l'aveu de ce dernier, à des indécences dont l'idée et le nom seuls font frémir d'horreur."

anwesenden Mütter". Als denkwürdig verdient das Gebaren von zwei der vorgeladenen Zeugen, Bailly und Graf d'Estaing, erwähnt zu werden. Der redliche Bailly, mit dem einen Fuße schon ebenfalls auf dem Schaffote stehend, gab auf die Frage des Präsidenten, ob er die Angeklagte gekannt habe, zur Antwort: „Ja, wohl habe ich sie gekannt" — und verneigte sich dabei ehrerbietig vor der Königin. Der Graf d'Estaing dagegen, als sollte noch an den Schranken des Revolutionstribunals daran erinnert werden, daß aristokratischer Haß der Rache der Demokratie die Wege gezeigt und gebahnt hatte, brachte seine Aussagen, welche sich insbesondere auf die Haltung Marie Antoinette's am 5. Oktober von 1789 bezogen, in übelwollendem Tone vor („avec un ton de malveillance"). Wenn er sich aber dadurch Verzeihung für seinen Besitz eines Wappens zu erkaufen wähnte, sollte er bald seines Irrthums überführt werden: — „le rasoir national" auf dem Revolutionsplatze rasirte auch ihn hinweg.

Die Pein der Procedur währte drei Tage und drei Nächte lang; denn das Tribunal saß in Permanenz. Die Königin — niemals verdiente sie so sehr also zu heißen! — benahm sich der furchtbaren Ermüdung trotzend, einfach, vornehm und standhaft. Nachdem ihre von staatswegen bestellten Vertheidiger Tronson-Ducoudray und Chauveau-Lagarde gehört worden waren und der Präsident sein Résumé vorgebracht hatte, zogen sich die Geschworenen zurück. Sie hatten vier Fragen zu beantworten: — „1) Ist es erwiesen, daß Machenschaften und Verständigungen mit den auswärtigen Mächten und anderen Feinden der Republik bestanden haben; Machenschaften und Verständigungen, um diesen Feinden mit Geld beizuspringen, ihnen den Einbruch auf französisches Gebiet zu ermöglichen und den Vorschritt ihrer Waffen zu erleichtern? 2) Ist Marie Antoinette von Oestreich, die Witwe des Louis Capet, überwiesen, derartige Verständigungen unterhalten und an solchen Machenschaften sich betheiligt zu haben? 3) Ist es erwiesen, daß ein Komplot existirte, welches darauf ab-

zielte, Bürger gegen Bürger zu bewaffnen und also im Innern der Republik den Bürgerkrieg anzufachen? 4) Ist die Witwe Capet der Betheiligung an diesem Komplott überführt?" Man sieht, Citoyen Herman verschmähte es, mochte es nun aus Schamgefühl oder aus Politik geschehen, die angeblich messalinischen und agrippinischen Vergehungen in die Schuldfragestellung mitaufzunehmen. Die Geschworenen beriethen etwa eine Stunde lang; dann brachten sie ein Ja auf alle vier Fragen zurück.

Es war 4 Uhr Morgens. Die herabgebrannten Lichter verbreiteten nur eine fahle Helle in dem Sale. Düsteres Schweigen herrschte. Der Präsident ließ, nachdem Fouquier-Tinville die Anwendung der strafgesetzlichen Bestimmungen (Code pénal, sect. I, art. 4; part. II, sect. II, art. 2) auf die Schuldiggesprochene gefordert hatte, seiner Verkündigung des Urtheils die Mahnung an das Publikum vorausgehen, daß „Schuldige, wann sie einmal von dem Gesetz erreicht seien, nur noch dem Unglück und der Menschlichkeit angehörten (n'appartiennent plus qu'au malheur et à l'humanité)." Der Mund der Königin zuckte nicht, als der Todesspruch in ihr Ohr fiel. Sie hatte ja alle diese drei schrecklichen Tage und Nächte hindurch nicht mehr um ihr Leben, sondern nur noch um ihres Namens Ehre gestritten. Stumm, aber festen Trittes wandte sie sich, zu gehen, und um 4½ wieder in ihrem Gefängniß in der Conciergerie angelangt, hat sie sich hingesetzt und jenen Brief an ihre Schwägerin, die Prinzessin Elisabeth, geschrieben, welcher nicht an seine Adresse gelangte, wohl aber an die der Nachwelt, — das zugleich hochsinnige und rührende Testament einer grausam, viel zu grausam für ihre Verfehlungen bestraften Frau [1]).

1) Der Gefängnißwärter überlieferte den Brief an Fouquier-Tinville, unter dessen Papieren, nicht, wie es bisher fälschlich hieß, unter den Papieren Robespierre's, er durch die Kommissäre gefunden wurde, welche, nachdem die Reaktion vom 9. Thermidor den Ankläger beim Revolutionstribunal „weggewischt" hatte, im Auftrage des Konvents

Während die Königin schrieb, wirbelte der Generalmarsch durch die Straßen. Die Volkswehr der 48 Sektionen von Paris trat unter die Waffen, um dem Spruche des Tribunals ungestörten Vollzug zu sichern. Eine sehr überflüssige Entfaltung von trikoloren Uniformen übrigens; denn der Schrecken der Sanguinokratie wuchtete schon zu dieser Zeit und noch acht Monate lang so bleiern schwer auf der Stadt, daß an einen gewaltsamen Versuch, die Todesfahrt Marie Antoinette's zu ihrer Rettung zu benützen, gar nicht zu denken war.

Die Königin hatte mittels des Briefes an Madame Elisabeth mit dem Leben abgeschlossen. Sie dachte jetzt nur noch daran, mit Anstand zu sterben. Das Gefühl für das Schickliche, den Frauen an- und eingeboren, regelte durchweg ihr Gebaren angesichts des Todes. Zeitgenosse Mercier (Nouveau Paris, III, 15) drückt das so aus: „La reine ne perdit point la veille ni le jour de son supplice la passion et l'instinct d'une femme.“ Sie rüstete sorgfältig ihre Haube und zog ein weißes Kleid an. Dann richtete sie, auf ihrem Gurtbette sitzend, an die Gendarmen die Frage: „Glaubt ihr, das Volk werde mich auf das Schaffot gelangen lassen, ohne mich in Stücke zu reißen?“ „Madame“, gab einer der Wächter zur Antwort, „Sie werden auf das Schaffot gelangen, ohne daß man Ihnen ein Leid zufügt.“ Jetzt kam Sanson, der Oberkämmerer von Dame Guillotine. „Sie kommen zeitig, Monsieur“, sagte die Königin. „Ich vollziehe, was mir befohlen ist, Madame.“ Er war so zeitig gekommen, um der Verurtheilten die Haare abzuschneiden; allein sie hatte diesen schrecklichen Dienst schon selber verrichtet. Man meldete ihr: „Da ist ein Pfarrer von Paris, welcher fragt, ob Sie beichten wollen.“ Die Königin sagte: „Ein Pfarrer von Paris? Es gibt ja keinen mehr.“ Der Geistliche, selbstverständlich ein „prêtre constitutionnel“, kam herein, stellte sich vor

---

die Hinterlassenschaft desselben untersuchten. Campardon gibt S. 125 fg. einen vollständigen Abdruck des Briefes.

und fragte: „Wünschen Sie, daß ich Sie begleite, Madame?“ Worauf Marie Antoinette: „Wie Sie wollen, Monsieur.“

Schlag 11 Uhr öffnete sich das Gitterthor des Hofes der Conciergerie und das Opfer trat heraus. Das Antlitz der Königin war bleich, aber ihr Blick stolz und ihr Gang fest. Die Hände waren ihr auf den Rücken gebunden und Sanson hielt die Enden des Strickes. Man sah, daß er sich Mühe gab, sie nicht anzustraffen, sondern recht lose zu halten. Vor dem Thore stand der verhängnissvolle Karren, mit schmalem Sitzbrett; vielleicht derselbe, auf welchem drei Wochen später Marie Antoinette's große Feindin, Frau Roland, zur Guillotine fuhr. Beim Anblick dieses Fuhrwerkes erbebte die Königin und wankte einen Augenblick auf ihren Füßen. Wenigstens diese Schmach, mochte sie denken, hätte man der Tochter der Cäsaren ersparen können. Aber es musste auch dieser Kelch geleert werden. Man half der Verurtheilten auf den Karrensitz. Der beeidigte Priester nahm neben ihr Platz, hinter dem Sitzbrett ein Gehilfe Sansons, dieser selbst vor der Königin, aber stehend, seinen Dreispitzhut in der Hand. Marie Antoinette trug ein weißes Unterkleid, ein schwarzes Oberkleid und über diesem ein weißes Nachtkamisol mit schwarzen Bandschleifen an den Handgelenken; ferner ein Brusttuch von weißem Musselin und eine weiße Haube mit schwarzem Band.

Der einspännige Karren setzte sich in Bewegung und rollte langsam das Doppelspalier der Volkswehrleute entlang. Die Menge war hinter dem Spalier zahlreich angesammelt, verhielt sich aber schweigend, obgleich ein Lump, der Komödiant Grammont, seinen Dienst als Officier der Nationalgarde schmählich missbrauchend, sich in den Steigbügeln erhob und mit seiner Säbelspitze auf die Verurtheilte wies, wie um den Pöbel aufzufordern, das Opfer zu beschimpfen. Es geschah aber nicht, sei es aus Gleichgiltigkeit, aus Mitleid oder aus Scham. Nur zuweilen brach ein „Vive la république!“ aus den Volkshaufen hervor. Und

doch war das Volk die letzten Tage her giftig-systematisch zur Wuth gegen die Königin aufgestachelt worden, insbesondere durch den wilden Guffroy in seinem Journal „Rougyff" (Anagramm von Guffroy), in dessen Nr. 8 es geheißen hatte: „Je sonne mon tocsin sur toutes les oreilles françaises, sur l'infernale Marie-Antoinette; elle a paru à la Conciergerie avec l'insolence de la p . . . . . de Jupiter. Ces b . . . . . . de dieux de l'ancien temps ont une morgue incorrigible; il n'y a que la guillotine qui puisse expier leurs grimaces et nous empêcher de faire la figue. On la mêne . . . . alerte, alerte, crack . . . . , que tout soit dit. Ne vous laissez pas berner par une idée brissotine que l'on voudra réchauffer: „„Gardez Marie-Antoinette pour faire la paix"" — vous dit-on sourdement, et moi je vous dis: Faites-lui faire le saut de carpe en avant, les mains derrière le dos, vite, vite, crack!"

Die Königin ließ während ihrer langen Todesfahrt ihre Blicke gleichgiltig über die bewaffnete und die unbewaffnete Menge hinschweifen. Mit dem beeidigten Priester, der im Laienrock ihr zur Seite saß, sprach sie kein Wort. Im Vorüberfahren am Palais-Royal bemerkte sie die Inschrift: „Palais-Égalité!" und machte unwillkürlich eine Gebärde der Entrüstung. Sie war aber zur Stunde schon an Philipp d'Orléans gerächt; denn für Philipp Egalité war ja der Todeskarren so zu sagen auch schon angespannt und zwanzig Tage später machte er denselben Weg zum Revolutionsplatz. Einen langen Schmerzensblick warf die Königin, angesichts des Schaffots angelangt, über den Tuileriengarten nach dem Palaste hinüber, wo sie vor Jahren als Braut des Dauphin ihren Einzug gehalten hatte, von der Bevölkerung von Paris mit überschwänglichen Huldigungen überschüttet. Und heute? In der unzähligen Menge wagte es nicht ein Mann, grüßend die Hand für sie zu erheben, und wagte es nicht eine Frau, für sie bittend oder betend die Lippen zu regen. Aber

getrost! Nur noch ein paar Minuten und alles ist vorüber und verschwunden und versunken in die ewige Ruhe Nirwâna's.

Sie steigt die Stufen des Schaffots hinan, so gefasst, daß sie in diesen furchtbaren Augenblicken sogar noch der Gesetze und Formen der Höflichkeit eingedenk bleibt. Sie hat nämlich, beim Hinaufsteigen eine der Stufen verfehlend, dem Scharfrichter Sanson auf den Fuß getreten und unterlässt nicht zu sagen: „Entschuldigen Sie, mein Herr; ich that es nicht absichtlich.“ Um 12¼ Uhr fiel ihr Haupt und so verwildert war zu dieser Stunde die Revolution, daß Schuft Hébert seinen infamen „Père Duchesne“ (Nr 299) am Schlusse eines wüsten Schmähartikels über die Hinrichtungsscene sagen lassen durfte: „La g . . . . a été audacieuse et insolente jusqu'au bout. Cependant les jambes lui ont manqué au moment du faire la bascule pour jouer à la main chaude, dans la crainte sans doute de trouver après sa mort un supplice plus terrible que celui qu'elle allait subir. Sa tête maudite fut enfin séparée de son f . . . . col de grue et l'air retentissait des cris de Vive la république! f . . . . . !“ Dies die Leichenrede, welche der sanguinokratische Sansculottismus der Tochter Maria Theresia's gehalten hat. . .

Am Tage nach der Hinrichtung der Königin speis'ten Robespierre, Saint-Just, Barère und einer der Geschworenen, welche in dem Processe fungirt hatten, bei Venua zu Mittag. Der Geschworene erzählte die Einzelnheiten der Procedur, und als er auf die ruchlose von Hébert gegen die Angeklagte erhobene Beschuldigung zu sprechen kam, rief Robespierre aus: „Dieser Bösewicht (scélérat) Hébert! Es war ihm also nicht genug, eine Messalina aus ihr gemacht zu haben, sondern er musste sie auch noch zur Agrippina machen?“ Die Anwesenden erstaunten. Allein Saint-Just bemerkte in seiner knapp-sentenziösen Weise: „Die Sitten können durch den so eben vollzogenen Akt nationaler Justiz nur gewinnen —“ wozu der „Anakreon der Guillotine“, Barère, den Senf gab: „Das Messer der Guillotine hat

da einen hübschen Knoten der Diplomatie Europa's durchgeschnitten." Und wieder Robespierre: „Wohl, es ist ein bedeutender Schritt vorwärts auf dem Wege der Revolution; aber die Zahl der Feinde der Republik ist groß." Worauf Saint-Just: „So guillotinirt und deportirt sie alle mitsammen und konfiscirt das Vermögen der Verdächtigen!" „Ja", meinte zum Schlusse Barère-Anakreon, „das Schiff der Revolution kann, wie es scheint, nur auf einem Blutmeer in den Hafen gelangen."

Das Blutmeer fehlte nicht, aber statt in den Hafen der Freiheit gelangte das Schiff nur auf die Sandbank des Despotismus und die erhabene Tragödie der Revolution verlief in das schuftige Satyrspiel des achtzehnten Brumaire.

Ein Junker-Komplott.

O blygd! Är detta er, är detta Göthers stam?
Tegnér.

1.

Der König [1]).

Das Gepräge der Münze des Königthums verschleift sich mehr und mehr. Nicht als ob zu wähnen wäre, die Menschen würden sich in den nächsten paar Jahrhunderten oder vielmehr Jahrtausenden ihrer angestammten Knecht- und Schlecht-

1) Die Materialien zu diesem Essay sind aus nachstehend verzeichneten Quellen geschöpft. E. G. Geijer: Des Königs Gustav III. nachgelassene und fünfzig Jahre nach seinem Tode eröffnete Papiere. 3 Bde. Hamburg 1843. — Schlözers Briefwechsel, Heft 22, S. 230 fg. — Schlözers „Staatsanzeigen", Bd. 12. — Raumer: Beiträge zur Geschichte Europa's vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges, nach französischen und englischen Gesandtschaftsberichten, 3 Bde. 1839. — Des Königl. Schwed. Hofgerichts Untersuchung und Urtheile über den Königsmörder Ankarström und übrige Mitschuldige. Aus dem Schwedischen. Greifswald, 1792. — Arndt: Schwed. Geschichten. Leipzig 1839. — Clarus: Schweden sonst und jetzt. 2 Bde. Mainz 1847. — Sheridan (zur betreffenden Zeit Attaché der englischen Gesandtschaft in Stockholm): History of the late revolution in Sweden. Dublin 1778. — Clarke: Travels in various countries, p. IV, t. I (Scandinavia). London 1811 bis 1812. — Brown: The northern courts. tom. 2. London 1818. — Nouvelle Biographie générale. Paris 1845 seq.

schaffenheit soweit entwöhnen, um die Monarchie entbehrlich zu finden und zu machen, — o nein! Solch einer phantastischen Hoffnung heute noch sich hinzugeben, nach allen den traurigen Erfahrungen unseres 19. Jahrhunderts sich hinzugeben, wäre pure, blanke Narrethei. Aber das Königthum schöpft die Bürgschaft seines Bestehens jetzt nicht mehr aus einer über alle Kritik erhaben gewähnten Quelle, aus dem sogenannten „göttlichen Recht“, welches längst zu einem Spottlachen geworden ist, sondern es beruht nur noch, wie eben in unseren Tagen alles und jedes, auf Nützlichkeitsgründen. Die Dummheit der bildungslosen Massen nämlich glaubt und die Feigheit der gebildeten Stände stellt sich an zu glauben, Monarchie oder Anarchie seien die einzigen Möglichkeiten; eine dritte gebe es nicht. Der überirdische Nimbus des Gottesgnadenthums um das Haupt des Königthums her ist demnach erloschen: es glaubt, so zuversichtlich es mitunter sich äußern mag, selber nicht mehr daran. Vielmehr wissen die Könige, obzwar sie es sich verhehlen möchten, recht gut, daß sie nur auf der so eben angedeuteten Basis stehen; auf einer Basis also, welcher zwar keineswegs die Dauerhaftigkeit abgesprochen werden kann, der jedoch das Eigenschaftswort „reinlich“ weniger zukommt.

Es ist nun aber ein unbehaglich Gefühl, auf einem so zweifelhaften Boden zu stehen, und dieses Gefühl vermögen sehende Augen auf den Gesichtern der Könige unserer Zeit großgedruckt zu lesen. Die „göttliche“ Sicherheit ist dahin, die fixe Idee der Unfehlbarkeit und Unverantwortlichkeit stößt immer unsanfter mit fixeren Thatsachen zusammen, das naive Allmachtbewusstsein hat einem künstlich zurechtgeflickten platzgemacht und mitunter gibt sich sogar die voreilige Besorgniß kund, die Säulen Jachin und Boas der Monarchie, der Afterglaube der Völker und die gemeine Selbstsucht der Gebildeten und Bevorrechteten, seien wankender als sie in Wahrheit sind und noch lange, vielleicht allzeit sein werden. Arme Könige! Ihr vertraut nicht mehr so recht auf euch selbst, und das verleiht eurem Wollen und Thun,

eurem ganzen Sein und Erscheinen den unerquicklichen Charakter der Halbheit, ja geradezu etwas Schemen- und Schattenhaftes, so daß das Königthum von heute häufig genug nur noch als ein Gespenst des Königthums von ehemals sich darstellt.

Wie so ganz anders treten die Kronenträger des 18. Jahrhunderts vor uns hin! Sie waren inhuman, sie waren brutal, sogar in ihren Bestrebungen als „erleuchtete" Despoten, sie waren roh und grausam selbst als gekrönte „Aufklärer", voll souveräner Verachtung der Menschen und Menschenrechte, mühlsteinhartherzig, genußwüthig bis zur Bestialität, gänzlich gewissen- und skrupellos, Unterthanenschinder, Jagdwütheriche, Menschenfleischhändler, — aber sie waren Gestalten aus einem Guß, Charakterfiguren, ganze Kerle. Nichts Verschwommenes und Verschliffenes, nichts Schemenhaftes und Gespenstiges an ihnen! Despoten durchweg, Tyrannen häufig, Wohlfahrtsausschüssler auf Thronen, Scheusale nicht selten, Narren dann und wann; aber immerhin Menschen von Knochen, Fleisch und Blut, Leute von Rasse, Originale.

Gegen die Sündflutzeit hin, also vom hubertsburger Friedensschluß ab und bis in die achtziger Jahre hinein, hatte der Despotismus noch einen ganz eigenthümlichen Beigeschmack, indem er mit der Essenz der revolutionären Philosophie des Jahrhunderts sich parfümirte. Er roch nach Voltaireismus und Dideroterie, mitunter sogar ein bischen nach Jean-Jacquerie. Doch ist der letztgenannte Parfüm in den bevorrechteten Kreisen bald nicht mehr comme il faut gewesen: — sein Geruch war ja gar zu scharf. Den „Pucelle"-Spaß hatte man lustig mitgelacht; aber den „Contrat-Social"-Ernst fand man denn doch zu ernsthaft, und wo man allenfalls gute Miene dazu machen wollte, ward eine Grimasse daraus. Als es dann vollends rheinherüber rasaunete: „Allons, enfants de la patrie!" da erblickte und verabscheute man in dem bislang als himmlischem Genius geliebkos'ten Geiste des Jahrhunderts nur noch den höllischen Dämon ....

Zu jener Zeit hat droben in Schweden ein König gelebt, welcher sich selber einen „roi citoyen“ nannte, als Revolutionär anfing und als Don Quijote der Reaktion endete; ein König, welcher im Namen der Freiheit das Junkerthum zu Boden trat und dafür schließlich im Namen der Freiheit vom Junkerthum ermordet wurde, — ohne daß weder in diesem noch in jenem Falle gelogen worden wäre. Denn, in Wahrheit, Gustav der Dritte sowohl, als auch die schwedische Adelskaste wollten ernstlich die Freiheit, nämlich jener und diese wollte sie für sich. Sie wollten frei, d. h. Alleinherren sein in Schweden. Der Adel war es seit dem Tode Karls des Zwölften, des Könignarren oder Narrenkönigs, gewesen und diese schwedische „Freiheitszeit“, dieses Junkerregiment hatte dann auch glücklich den Staat zur wüsten Zerrüttung, das Volk zum bittersten Elend herabgebracht, wie das überall und allzeit der junkerlichen Herrschaft naturnothwendige Folge gewesen ist. Gustav der Dritte entriß dem Junkerthum das Skepter, was ihm hauptsächlich darum gelang, weil die Adelsanarchie in sich selber uneinig gewesen ist, indem die eine Partei der Junker, die „Hüte“, ganz offenkundig an Frankreich, die andere, die „Mützen“, ebenso offenkundig zuerst an England, dann an Russland verkauft war. Der König hat die erlangte Gewalt anfänglich zur Basis einer Helden- und Herrscherrolle im großen Stile zu machen den guten Willen gehabt. Leichtsinn und Lüderlichkeit ließen ihn aber nur dazu kommen, die Rolle eines Königs der Komödie, eines flunkernden Komödiantenkönigs zu spielen. Sein „Abgang“ im fünften Akt hatte jedoch etwas Echttragisches, das noch erhöht wurde durch das Wiederhervorbrechen der besseren Seite seiner Natur auf dem Sterbebette.

Es dürfte ein reinmenschliches, sowie auch ein historisch didaktisches Interesse darbieten, den Auf-, Vor- und Ausgang dieses Neffen Friedrichs des Großen mitanzusehen. Aber vom Gesichtspunkte geschichtlicher Wahrhaftigkeit aus, nicht vom Standpunkt unseres guten Ernst Moritz Arndt, dessen deutschunterthänig oder, wie er arndtisch sagte,

„königisch" organisirtes Gehirn jedesmal vor Entzücken wirbelig wurde, wann er auf einen seiner angestammten Könige und Herren zu sprechen kam, und welcher demnach auch von dem Schwedenkönige, dessen geborener Unterthan zu sein er hoch sich rühmte, nur in der lobpsallirenden Tonart geredet hat, wie sie dem zur Begeisterung potenzirten beschränkten Unterthanenverstande gegenüber einer königlichen Majestät geziemt.

Gustav, nachmals der Dritte genannt, ist am 13. Januar 1746 geboren worden, der älteste Sohn des Schwächlings und Königschattens Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp und der preußischen Prinzessin Luise Ulrike, in welcher eine starke Ader vom Geiste und auch vom Despotengeiste ihres Bruders Friedrich pulsirte. Sie ertrug daher keineswegs so geduldig wie ihr Herr Gemahl die Nullität, in welcher der wirkliche und vielköpfige König, der „Reichsrath", das nominelle Königthum hielt, und sie hat es auch nicht an Machenschaften fehlen lassen, das Joch dieser Nullität zu brechen, so oft der wüthende Parteizank zwischen den „Hüten" und den „Mützen", welcher den Reichsrath, d. h. das oberste Centrum des schwedischen Junkerregiments zerriß, eine günstige Gelegenheit zu bieten schien. Ihre Versuche liefen aber übel ab und sie musste sich der Hoffnung auf ihren heranwachsenden Sohn trösten, welcher allerdings der Junkerei den Meister zeigte; aber nicht zum Vortheile seiner Mutter, wie diese gehofft hatte, sondern zu seinem eigenen.

Der Haß gegen den Uebermuth einer feilen, an das Ausland verkauften, durchaus nichtswürdigen Oligarchie, welche gleich der adeligen Ochlokratie Polens ein abschreckend weltgeschichtliches Beispiel gegeben hat, was für eine verlässliche Stütze der Adel für die Throne sei, — dieser Haß wurde dem Prinzen schon an der Wiege vorgesungen und zwar mit größtem Erfolg. Gustav konnte auch mit

Grund sagen, daß er schon in der Wiege von den Junkern tyrannisirt worden sei. Die gerade im Reichsrath herrschende Partei schlug nämlich vor, daß der kleine Kronprinz mit der wenige Tage nach ihm geborenen Prinzessin Sophie Magdalene von Dänemark verlobt würde, und setzte diese Verlobung, gegen welche Gustavs Eltern des entschiedensten auftraten, i. J. 1750 durch. Der frühreife Prinz gewann überhaupt schon in seinen Knabenjahren so viele Einblicke in das freche junkerliche Treiben und er wurde schon frühzeitig so gewaltsam zwischen den Mützen und Hüten hin- und hergezerrt, daß wir seiner Aufzeichnung Glauben schenken dürfen, in seinem vierzehnten Lebensjahre sei seine Ansicht über den Adel fertig und sein Entschluß inbetreff des künftigen Verhaltens gegen denselben gefasst gewesen. Am meisten habe er zu dieser Zeit gehasst und verabscheut den Reichsrath Palmstjerna, den Freiherrn Pechlin und den Grafen Tessin. Der letztgenannte Magnat, Gustavs Hofmeister, hatte eine heftige Leidenschaft für die Königin Luise Ulrike gefasst und behelligte dieselbe mit verliebten Zumuthungen, bis endlich die beleidigte Dame eine Scene herbeiführte, welche die Entfernung des Grafen vom Hofe zur Folge hatte.

Der Prinz war sechszehn Jahre alt, als der unrühmliche Antheil, welchen Schweden am siebenjährigen Kriege genommen hatte, durch den Friedensschluß von 1762 beendigt wurde. Gustav hegte den Wunsch, für eine Weile in die preußische Armee zu treten, um der Unterweisung seines großen Ohms in der Kriegskunst und im Königsgeschäft theilhaft zu werden, und sprach diesen Wunsch lebhaft aus. Allein der Reichsrath sagte nein; denn es konnte den Herren Junkern keineswegs dienlich erscheinen, daß ihr künftiger Namenskönig etwas Tüchtiges lernte. Vier Jahre später setzte der Reichsrath einem wunschweise geäußerten nein des Kronprinzen sein befehlendes ja entgegen. Gustav machte nämlich einen Versuch, dem ihm selber, noch mehr aber seiner Mutter verhassten dänischen Ehebunde zu entrinnen; aber vergebens. Der Reichsrath

ordnete sofort den Vollzug dieser Heirat an und am 26. September 1766 musste der kronprinzliche Bräutigam wider Willen nach Helsingborg gehen, um seine Braut zu empfangen. Die Erscheinung derselben machte nicht etwa einen ungünstigen Eindruck auf ihn. Er schrieb im Oktober aus Gothenburg an den Grafen Scheffer: „Der Anblick der Prinzessin war sehr edel. Sie sieht gut aus, ohne gerade schön zu sein; sie ist sehr wohlgewachsen, stellt sich mit Würde dar, ist nur etwas zu artig für ihren Rang und schüchterner als sich für ein Frauenzimmer von Stande schickt. Sie ist die Güte selbst, still und mild. Ich versichere Sie, daß ich in ihr eine Frau bekommen zu haben glaube, welche für mich passt. Sie besitzt Schönheit genug, um angenehm zu sein, und nicht genug, um mir den Kopf zu verdrehen; sie hat hinlänglich Verstand, um sich nicht dumm zu betragen, und Charakter-Sanftmuth genug, um sich keine Gewalt über mich anzumaßen“ . . .[1]). Und

1) In den „Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel“, deren französische Originalhandschrift zuerst nur als Manuskript gedruckt, dann aber (1866) in deutscher Uebertragung veröffentlicht wurde, findet sich (S. 46) folgende Aufzeichnung von der Hand des Landgrafen über die Brautfahrt nach Helsingborg, welche der Verfasser im Auftrage des Dänenkönigs mitgemacht hatte: „Auf der Brücke von Helsingborg wurde ich sehr höflich empfangen und unmittelbar in das Haus des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Gustav des Dritten geführt, welcher mich mit offenen Armen empfing. Er war ein geistig sehr begabter Fürst, der eine ausgezeichnete Erziehung genossen hatte; aber er hatte etwas Falsches in seinem Ausdruck, was mir gleich auffiel. Als die Kronprinzessin sich näherte, begab er sich auf die Brücke, wohin ich ihn begleitete. Ich stand neben ihm, als er sah, wie sie sich im Schiffe erhob, um an's Land zu gehen. Er rief ganz laut: „Gott, wie schön ist sie!“ Und wirklich hatte sie eine sehr majestätische und schöne Haltung. Besonders war sie schön, wenn sie im großen Putz erschien. Sie war groß, hatte große schöne Augen und einen sehr wohlwollenden Ausdruck in ihrem Gesicht. Der Kronprinz reichte ihr die Hand und führte sie in sein Haus. Es war ohne Zweifel das beste in Helsingborg, welches damals nur einstöckige Häuser mit vielen Strohhütten hatte. Die Dragoner von Schonen machten längs der Straßen Spalier, große Leute mit kleinen Pferden und mit Uniformen aus Karls des Zwölften Zeit. Alles hatte ein

dennoch: — arme Sophie Magdalene! Dein Loos war ein richtiges Prinzessinnenloos. Dein Herr Gemahl hatte ja, nach gieriger Erschöpfung aller von der Natur gebotenen Genüsse, sich zur Widernatur gewendet und war auf schmachvollen Lasterwegen bis zur Impotenz hinabgestiegen. Außerdem empfing dich deine Schwiegermutter Luise Ulrike mit einem unerbittlichen, mit einem wahrhaft knöchernen Alteweiberhaß, welcher kein, aber auch gar kein Mittel verschmähte, von Anfang an deinen Gemahl in jeder Weise gegen dich zu verhetzen und deine Tage kummervoll, deine Nächte schlummerlos zu machen. Das gab eine sehr unerquickliche, unglückselige Ehe ab, wenn überhaupt eine solche statthatte. Auch der Prinz fühlte sich unter dem Doppeljoch der Anmaßlichkeit des übermüthigen Junkerthums und seiner herrschsüchtigen Mutter sehr gedrückt und unbehaglich. Er führte damals ein Tagebuch und darein hat er zum Jahresschlusse von 1767 die Verse aus Voltaire's „Oedipe" geschrieben:

„Le passé m'épouvante et le présent m'accable.
Je lis dans l'avenir un sort épouvantable."

Ein sonderbar Ding, dieses kronprinzlich gustavische Tagebuch! Ein Amalgam von Schwärmerei und Blasirtheit, ganz eigenthümlich durchsäuert von unwillkürlich sich kundgebenden Wünschen einer ungeduldigen Kraftgenialität. Nicht selten begegnen uns da Aeußerungen, die im „Diary" Byrons stehen könnten. So aus dem Jahr 1768 die

---

eigenthümliches, sehr kleinliches Aussehen. Abends war Ball im Hause des Kronprinzen, wo man einen Tanzsal auf dem Boden eingerichtet hatte. Statt der Tapeten hatte man die Decken von Handpferden und ähnliche Dinge aufgehängt, um die Seitenwände dieses Gemaches zu bedecken. Der Ball begann. Als Herr von Llano, spanischer Gesandter in Dänemark, welcher auch nach Helsingborg gekommen war und sehr gut tanzte, aber sehr groß und von einem Gewichte war, welches einen festeren Ballsal als diesen erforderte, anfing, mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit zu tanzen, wollte der Sal zusammenbrechen. Man stellte deßhalb den Tanz ein, bis man den Boden mit Balken gestützt hatte."

Worte der Entrüstung über die Machenschaften Katharina's der Zweiten in Polen und über die feige und feile Lumpigkeit des weiland Buhljungen der Zarin, Stanislaus Poniatowski, welchem der prinzliche Tagebücheler zudonnert: „Welche Infamie! Du bist weder König noch Bürger. Stirb, um deines Vaterlandes Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten, und unterwirf dich nicht unwürdig dem Joche!" Ganz lyrisch schwärmt Gustav weiterhin über den gleichzeitigen Freiheitskampf der Korsen. „Ihr General Paoli ist jetzt der größte Mann der Zeit. Könige der Erde, kommt, um in der Schule eines einfachen korsischen Bürgers die Lehren der Tugend, des Muthes, der Gerechtigkeit und Seelengröße zu empfangen, die euch vielleicht unbekannt sind." Mitten zwischen derartigen Auslassungen stehen Citate aus den Mémoiren des Kardinals Retz, welche der Prinz damals eifrig studirte. Vom Ganzen empfängt man den Eindruck, Gustav sei ein echter Blutsverwandter seines preußischen Oheims gewesen. Friedrich hat ja auch, wie jedermann weiß, zu Rheinsberg in tugendhafter Entrüstung mit der einen Hand den Machiavelli widerlegt, während er zur gleichen Zeit mit der andern Pläne entwarf, bei deren Ausführung er den Machiavellismus übermachiavellisiren wollte. Schon i. J. 1769 sann Gustav alles Ernstes darauf, gegen den Adel einen Staatsstreich zu wagen. Die Indolenz und Muthlosigkeit seines Vaters war aber der Insceneſetzung des Projekts, welches der Prinz ein Jahr zuvor in einer ausführlichen Denkschrift erörtert hatte, so hinderlich, daß es vertagt werden musste.

Die Lage des Prinzen nahm in Folge dessen an Unbehaglichkeit zu und ebenso durch die Missbilligung, welche seine Stellung, d. h. Nichtstellung zu seiner Frau im Publikum fand. Inbetreff dieses Punktes aber fragte Gustav der öffentlichen Meinung nichts nach und klagte seinerseits über die „Langeweile, welche die Prinzessin begleitet", sowie über „ihre Schroffheit und wenig behagliche Umgangsart". Er sehnte sich aus Schweden fort, um wenigstens für eine Weile alles abzuschütteln, was ihn drückte und quälte, und

dieser Reisedrang zielte besonders auf Frankreich ab, seitdem Graf Kreutz, außerordentlicher Gesandter Schwedens in Paris, von der französischen Hauptstadt her in seinen Briefen den Prinzen von Voltaire und allen den pariser Herrlichkeiten des „philosophischen Jahrhunderts“ gar lockend unterhielt. Im Spätherbste von 1770 durfte Gustav endlich reisen und eilte über Dänemark und durch Deutschland Paris zu, wo er zu Anfang Februars 1771 anlangte, seines Weilens aber nicht lange war. Denn schon am 1. März empfing er von daheim die Botschaft, daß sein Vater Adolf Friedrich am 12. Februar gestorben sei, und zwar so, wie es eines Roi fainéant nicht unwürdig. An einer durch ein überschweres „Gemengsel von Heißwecken, Sauerkohl und Austern“ verursachten Magenüberladung nämlich.

Gustav der Dritte — denn der war er jetzt — benützte die ihm knapp zugemessene Zeit in der Hauptstadt Frankreichs vortrefflich, um sich den Nerv der Dinge zu verschaffen, welches er nach seiner Heimkehr in Ausführung zu bringen entschlossen war. Er machte dem scharlachenen Weibe, welche damals im Königsschlosse von Versailles babylonisch thronte, Madame Dubarry, dienstbeflissen seinen Hof und fand Gnade in den Augen der Sultana des fünfzehnten Louis. „Die Maitresse ist für uns — schrieb er triumphirend an einen Vertrauten nach Stockholm — und auch des Königs Herz.“ Bei sothanen Umständen schlug Gustav aus der französischen Staatskasse 12 Millionen Livres „Subsidien“ heraus. Die armen und geplagten Unterthanen des allerchristlichsten Königs waren zwar damals am Verhungern; allein auf solche niedrige Nebenumstände braucht die hohe Politik nicht zu achten und Frankreich hat ja bekanntlich „allzeit die Mittel besessen, seinen Ruhm zu bezahlen“. Es gehörte aber dazumal ganz wesentlich mit zur französischen Gloire, mit den Millionen, welche man dem armen, zerlumpten und hungernden Jacques Bonhomme an der Seine, Marne, Loire, Rhone und Garonne auspreßte, droben am Malär die langen und leeren Taschen schwedischer Prinzen und Junker vollzustopfen.

Auf seiner Heimreise ging der junge Schwedenkönig über Berlin; wahrscheinlich, um auf der Terrasse von Sanssouci beim Ohm „Sauertopf“, wie der alte Fritz in der Familie hieß, ein eiliges Privatissimum über den „Despotisme illustré“ zu hören. Am Vorabende von Pfingsten landete Gustav zu Karlskrona und wurde hier von dem Senior des Reichsraths, Graf Ekeblad, als König begrüßt. Ein wirklicher zu sein, nicht bloß ein schemenhafter, das war Gustavs energischer Entschluß und er ging sofort, obzwar sehr sachte auftretend und vorsichtig ausschreitend, an die Ausführung desselben. Der feste Grund, auf welchem er fußte, war die Thatsache, daß die schamlos-selbstsüchtige adelige Missregierung in den Volkskreisen eine bittere Unzufriedenheit hervorgerufen hatte. Der Haupthebel, welchen er anzuwenden beschloß, war demnach die Eifersucht und Erbitterung des Bürgerstandes und der Bauernschaft gegen das Junkerthum. Als ein ebenso handliches wie unentbehrliches Werkzeug schnitt er sich eine höfische Militärpartei zu, bei deren Bildung ihm der Haß zwischen Hüten und Mützen natürlich sehr zu statten kam. Zuvörderst aber führte er — bei Eröffnung des Reichstags von 1771 — die Rolle eines Friedensfürsten und Versöhners mit vielem Anstande durch, wobei ihn seine bedeutende rednerische Begabung sehr unterstützte. Obgleich noch jung an Jahren, war er ein Greis an Verstellung. Selbst der „Principe“ des Staatssekretärs von Florenz hätte seine Sache nicht besser machen können. Mittels seiner recht augenfällig hervorgekehrten Beflissenheit, eine Aussöhnung und Vereinbarung zwischen Mützen und Hüten zuwegezubringen — die sogenannte „Komposition“ — wie nicht minder mittels scheinbar höchst harmloser Lebensführung — er ordnete allerhand theatralischen Schnickschnack an, stickte allerhöchsteigenhändig Kissen und Teppiche, entwarf Zeichnungen zu Orden und Ordenkostümen — wusste er sich den Augen der Junker als ein wohlmeinender, dem Vergnügen ergebener Scheinkönig darzustellen. Inzwischen aber arbeitete er, von dem französischen Gesandten Vergennes mit blanken „Platten“ (ecus) unter-

stützt, eifrigst an der Bildung der erwähnten Militärpartei, wozu ihm der Officiersklubb „Swenska Botten" das Material lieferte. Dieser Klubb, an dessen Spitze der Dragoneroberst Freiherr Jakob Magnus Sprengtporten stand, wurde unter Gustavs kluger Einwirkung mehr und mehr ein royalistischer. Sprengtporten war der Mann, welcher den Plan zum Staatsstreiche von 1772 entworfen hat.

Am 29. Mai dieses Jahres wurde die Krönung Gustavs gefeiert und ein Vierteljahr später machte er sich zum wirklichen Könige. Die Vorbereitungen zu dieser Revolution von obenher wurden mit großer Sorgfalt getroffen. Die Geldmittel schaffte Vergennes, im Ganzen 2,034,000 Thaler Kupfermünze. Es wurden Beutel voll Dukaten bereit gehalten, um bei der Garde und der Artillerie in der entscheidenden Stunde dem Royalismus das nöthige Gewicht zu geben; bei der Infanterie wurde ein Sechsthalerzettel für den Mann bestimmt. Solche Mitglieder der bestehenden Regierung und des Reichstags, von welchen ein mehr oder weniger energischer Widerstand zu erwarten war, sollten durch Verhaftnahme zum voraus unschädlich gemacht werden. So die Reichsräthe Ribbing und Funck, so die adeligen Reichstagsmannen Essen, Frietsky und Pechlin, die geistlichen Wijkman und Gadolin, die bürgerlichen Sebaldt und Sorbon. Von großer Wichtigkeit war die Herüberziehung der Bürgerwehr von Stockholm zur königlichen Sache. Sie wurde aber geschickt bewerkstelligt. Ein Meisterstreich von Hinterlist ist es gewesen, daß Gustav und seine Helfershelfer das, was sie planten, den Gegnern unterschoben. Es wurde nämlich, als im Publikum die Sage vom nahebevorstehenden Ausbruch einer Verschwörung zu rumoren begann, in der Armee und im Volke sehr kunstreich das Gerücht ausgesprengt, es sei allerdings etwas im Werke, aber gegen den König, dessen Freiheit und Leben von den Junkern bedroht wären.

Bei Vergegenwärtigung von alledem kommt einem unwillkürlich der Einfall, der Hauptmann der Gesellschaftsretterbande vom December 1851 habe mit seinem Staatsstreich

ein Plagiat an dem gustavischen begangen. Auch der Zug verstärkt noch die überraschende Aehnlichkeit, daß, wie am Abende des 1. Decembers von 1851 im Palais Elysée eine große und muntere Gesellschaft versammelt war, so Gustav der Dritte am Abende des 18. August von 1772, also am Vorabend seiner Gesellschaftsrettung, im stockholmer Schlosse ein großes Souper mit Koncert gab und dabei „in ungezwungenster Weise“ den liebenswürdigen Wirth machte, ein ganzes Feuerwerk von Scherzen und Witzen loslassend. Damit freilich ist die angedeutete Aehnlichkeit zu Ende. Denn erstens war der Schwedenkönig, alles zusammengehalten, nicht allein berechtigt, sondern geradezu verpflichtet, dem schandbaren und verderblichen Junkerregiment ein Ende zu machen. Zweitens ist er bei Ausführung seines Plans mit seiner Person tapfer eingestanden. Drittens hat er seinen Sieg nicht missbraucht wie ein mordwüthiger Tiger, sondern er verfuhr mit schonungsvoller Menschlichkeit und Milde. Selbst gegen entschiedene Gegner so milde, daß der allerentschiedenste, der General Pechlin, nur wenige Monate in Haft blieb. Blut ist bei der ganzen Haupt- und Staatsaktion vom 19. August 1772 gar nicht geflossen. Dagegen ging durch diese allerhöchstselbst gemachte Revolution, welche binnen zwei Stunden den König aus einer Marionette der Obligarchie zum Diktator umwandelte, ein sehr stark vorquillender komödischer Zug hindurch. Die Junker allerdings spielten nicht tragische, aber doch traurige Figuren, während Gustav in seiner Rolle als König-Komödiant geradezu glänzte. Er gaukelte und schauspielte vortrefflich, indem er nach Umständen den Patrioten, den Helden, den Rhetor und sogar den Betbruder sehen ließ. Als er in der Hauptwache zu den versammelten Officieren und Unterofficieren zur entscheidenden Ansprache herantrat, redete er sich in einen Enthusiasmus hinein, daß er momentan wohl selbst glaubte, was er sagte. Er sprach schwungvoll von Gustav Wasa und Gustav Adolf, von der Rettung des Vaterlandes, von der Abschaffung der junkerlichen Missgewalt und der Wiederherstellung der ur-

alten schwedischen Freiheit. Schließlich versicherte er hochpathetisch, er entsage „feierlich dem verhassten Absolutismus (schwed. envälde, Alleingewalt, Alleinherrschaft) und anerkenne es für die höchste Ehre, der erste Bürger eines freien Volkes zu sein." Als er dermaßen flunkerte, hatte er die neue, von ihm verfertigte „Verfassung", welche er dem Lande aufzwingen wollte, schon in der Tasche, welche unter dem blassen Scheine des Konstitutionalismus — aber der Konstitutionalismus ist ja an und für sich und immer und überall nur blasser Schein und blauer Dunst — das Königthum so ziemlich zum absoluten machte. Denn Reichsrath und Reichstag blieben zwar nominell bestehen, waren aber nur Maschinen, welche der königliche Wille mit einiger Geschicklichkeit und Geduld nach Belieben lenken zu können hoffen durfte. Das Wesen der Gewalt vereinigte Gustav in seiner Hand .... Die Schlußscenen der Umwälzung waren mit großem Pomp und Prunk angeordnet: — das „Volk" musste doch auch etwas davon haben, etliches Spektakel nämlich. Am 20. August that der König auf dem Marktplatze der Hauptstadt eine große Rede an die versammelte Bürgerschaft, um sie zur Leistung des neuen Huldigungs- und Treueschwurs zu begeistern, und erreichte diesen Zweck vollständig. Am folgenden Tage musste der Reichstag daran. Die Repräsentanten der vier Stände wurden im Reichssale versammelt, um welchen her, natürlich nur zur Erhöhung der Feierlichkeit, starke Truppenmassen, auch hinlänglich viele Kanonen und Kanoniere mit brennenden Lunten aufgestellt waren. Gustav hielt vom Throne herab wiederum eine große Rede, worauf die neue „Konstitution" vorgelesen wurde. „Wollt ihr sie annehmen, beschwören, unterschreiben und besiegeln, ihr Herren vom Adels-, Priester-, Bürger- und Bauernstande?" — „Ja wohl, mit Freuden." — (Schade, daß es damals noch keine Photographie gegeben hat, welche die Gurkensalatgesichter der schwedischen Junker in diesem „erhebenden" Augenblicke hätte fixiren können.) — „Und sagt niemand nein?" — „Niemand." — „Nun wohlan," sprach der König gerührt,

zog ein Kirchengesangbuch aus der Tasche und stimmte mit heller Stimme an: „Herr Gott, dich loben wir!“ und wohl oder übel musste die Versammlung mit einstimmen. — Es ist doch eine schöne Sache um die Frömmigkeit! Kein Universalhilfemittel, das an Vielbrauchbarkeit und Wirksamkeit ihr gleichkäme, wesshalb denn auch die Gaukler und Gauner mit diesem der menschlichen Dummheit so wunderbar sympathischen Arkanum allzeit so gern operirt und so herrliche Geschäfte gemacht haben. Heil dir, oh Humbug!

2.

Das Komplott.

Es ist und bleibt eine denkwürdige Thatsache, daß die genialsten Menschen aller Zeiten entschieden zum Fatalismus sich bekannt haben. Schon in den ältesten Dichtungen des Orients, dann in den homerischen Gesängen, in der attischen Tragödie, weiterhin in der bedeutendsten Offenbarung des römischen Genius, im Lehrgedichte des Lukrez, ist dieses Thema mächtig angestimmt worden, um bis auf unsere Tage herab unaufhörlich variirt zu werden. Durch die älteste Urkunde germanischer Weltanschauung, durch die Edda geht ein Schicksalsglaubenszug, eisig, wie von den Gletscheröden Islands kommend, bis auf's Mark einschneidend. Die Welt shakspeare'scher Dichtung durchdröhnt der Fatalismus mit der majestätischen Eintönigkeit einer bach'schen Fuge, gespielt auf einer Riesenorgel. Wie sehr Göthe ein Fatalist gewesen, ist bekannt. In der vielcitirten Stelle im Egmont: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch und uns bleibt nichts als, muthig gefasst, die Zügel festzuhalten und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken“ — macht er der Lehre

vom freien Willen des Menschen noch eine Einräumung; allein er gibt sich selber ein Dementi, indem er später seinen Helden sagen läſſt: „Es glaubt der Mensch, sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und doch wird sein Innerstes nach seinem Schicksale gezogen.“ Noch mehr, Wolfgang der Große hat auch die Ueberzeugung verlautbart, daß je höher der Mensch auf der socialen Leiter stehe, desto mehr seine Unfreiheit zunehme. Deſſhalb legte er der Statthalterin Margaretha die Worte in den Mund: „Oh, was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen und sie treibt uns auf und ab, hin und her.“ Noch allgemeiner faſſte das, der socialen Aristokratie die geistige gesellend, der größte Poet Schwedens, Tegnér, wenn er in seinem berühmten, im Jahre 1813 auf Napoleon gemünzten Gedichte sagte: „Dichter, Denker und Helden, alles, was herrlich auf Erden, wirkt blind, wie der Geist es will“ 1).

Aber fiele damit in den Welthändeln nicht alle moralische und rechtliche Verantwortlichkeit weg? Freilich, oder vielmehr diese Verantwortlichkeit braucht nicht erst wegzufallen, kann nicht wegfallen; denn sie hat ja gar nie existirt. Die ganze Moral der Weltgeschichte läſſt sich auf die Formel zurückführen: Macht oder Unmacht, Gelingen oder Miſſlingen, Sieg oder Niederlage, Reichthum oder Armuth. Will man diese Anschauung, nein, diese Thatsache mit der Bezeichnung „Pessimismus“ abfertigen, so mag man das zum Troste schwacher Seelen und zur Berückung blöder Geister immerhin thun; allein hierüber hinaus wird dadurch schlechterdings nichts gewonnen und die infernalische Komödie des Daseins der Menschheit nicht um einen einzigen Blutakt, nicht um eine einzige Thränenscene ärmer. . .

Wäre der Vers Tegnérs schon zu Gustavs des Dritten Zeit gedichtet gewesen, der König hätte sich zu seinen Gunsten

---

1) „Skalden, tänkaren och hjelten,
Allt det herrliga på jorden,
Verkar blindt, som anden vill.“

darauf berufen können. Wenn nicht als Held, so doch als Poet. Denn in der That, Se. Majestät von Schweden war ein Stück von einem Dichter und zwar von einem dramatischen oder, besser gesagt, von einem theatralischen. Ist doch das Schauspielen von Kindheit auf seine Leidenschaft gewesen und das Kostümiren, Deklamiren und Agiren alle seine Lebtage sein liebster Zeitvertreib geblieben. Ein ganzer Theaterkönig, war er auch wenigstens ein halber Theaterdichter. Zwar der Herzschlag echter Leidenschaft fehlt den ernsten und scherzhaften, von ihm in Prosa geschriebenen Dramen — „Gustav Wasa", „Gustav Adolf und Ebba Brahe", „Helmfelt", „Frigga", „Der betrogene Pascha" — aber sie bewegen sich leicht, natürlich und zierlich und sind an theatralischen Wirkungen reich. Des Königs Hofdichter Kellgrén hat dann die Prosa seines Gebieters in Verse von fließendem Wohllaut umgesetzt und insbesondere aus dem Drama „Gusta Wasa" eine Oper geschaffen, welche das Entzücken der Schweden wurde. Sie ist am 19. Januar 1786 zum erstenmal aufgeführt worden und zwar auf der Bühne des neuen von Gustav erbauten Opernhauses. Als der König bei der 23 Mal wiederholten Aufführung in vollen Zügen seiner Autoreitelkeit genoß, da ist ihm, wenn er aus seiner Loge auf das Beifall jauchzende Publikum im Sale niederschaute, gewiß keine Vorahnung von der schwarzen Stunde gekommen, wo er, aus derselben Loge in denselben Sal hinabgestiegen, der passive Held eines tragischen Stückes werden sollte, aus welchem man später auch eine Oper machen würde. Thörichtester Wunsch des Menschen, die Zukunft vorherwissen zu wollen! Mit der Erfüllung dieses Wunsches würde unser Geschlecht das höchste Leid treffen und das ohnehin von tausenderlei Qualen zerrissene Dasein würde so unerträglich werden, daß die verzweifelnde Menschheit zum Selbstmorde greifen müsste.

Gustav der Dritte wusste sich etwas damit, seine Brüder in Apoll um sich zu versammeln. Sein Hof war wirklich eine Art von Musenhof, an welchem es aber nicht nur minneliederlich, sondern auch und mehr noch minne-

lüderlich herging. Satirische Spiegelbilder dieser Minne-lüderlichkeit finden sich zahlreiche in den Spottliedern und Epigrammen des „schwedischen Anakreon“, jenes hochbegabten Karl Michel Bellman, welcher, zopfig zu sprechen, auf seiner reichbesaiteten Leier die ganze Tonleiter vom Schnappsrauschjodler und Zotenschwank bis hinauf zum seelenvollen Liebelied und zum feierlichen Hymnus genialisch durchgespielt hat. Auch mit einem wundersamen Talent der Improvisation ausgestattet, war Bellman eine oder vielmehr die Hauptfigur der Bakchanalien, welchen der König vorsaß und deren Geräusch häufig genug zum mänadischen sich steigerte. An Eulenspiegeleien, welche mitunter bis in die Sphäre des Schweinigeligen hinabgriffen, hat es dabei ebenfalls nicht gefehlt. Doch springt aus den vielen Anekdoten, welche uns über dieses geistreich-leichtfertige Treiben und insbesondere über den Verkehr Gustavs mit Bellman überliefert sind, mancher sprechende Zug von echt menschlicher Güte hervor, welcher dem Könige zur Ehre gereicht, und immerhin gewährt der schöngeistige Tumult, welchen Gustav im Sommerschlosse Haga um sich her gewähren ließ, einen viel erquicklicheren Anblick als seines Oheims Tafelrunde zu Sanssouci, deren Mitgliedern man ja die unaufhörliche Angst ansah, mitten in den Ausgelassenheiten freigeistiger Scherzreden plötzlich derbe Stockskepterschläge vonseiten des Wirthes zu empfangen, welcher, wie in seinen Preußen, so in allen Menschen nie etwas anderes als Sklaven, als seine Sklaven gesehen und dennoch am Ende seiner Laufbahn wunderlicher Weise geseufzt hat, daß er überdrüssig sei, über Sklaven zu herrschen.

Die rasche, glatte und milde Manier, womit Gustav seinen Staatsstreich durchgeführt hatte, gewann ihm die Bewunderung Europa's und verschaffte ihm daheim eine außerordentliche Popularität. Das schwedische Volk, von den Bedrückungen, womit das Junkerregiment es überhäuft

hatte, aufathmend, erblickte in dem jungen Monarchen seinen Befreier, erklärte ihn zu seinem Liebling und feierte ihn mit Sang und Klang als den besten König des Nordens („den bästa kung, som Norden äger"). Er seinerseits nahm auch Anläufe, dieser verschwenderisch ihm zugetheilten Volksbeliebtheit zu entsprechen und den auf sein königlich souveränes Walten gesetzten Hoffnungen gerecht zu werden. So geschah denn in den ersten Jahren manches Löbliche zur Reorganisation des chaotisch verworrenen Staatshaushaltes, zur Erleichterung des Volkes, zur Wiederaufrichtung des tiefgesunkenen Ansehens Schwedens nach außen. Aber es waren doch nur Anläufe, zum Theil nicht einmal glückliche. Ausdauer und Folgerichtigkeit fehlten durchweg. Des Königs Korkseele ermangelte allzusehr des Ballastes sittlichen Ernstes. Mit genialischem Hin- und Hertasten richtet man in der Politik nicht viel aus und Schöngeisterei und Kunstdusel taugen da vollends gar nichts. Der Geniestreich vom August 1772 allerdings war ein rechter gewesen, hatte gut getroffen und durchgeschlagen; aber er schien auch das Wesen von Gustavs Willen und Kraft aufgezehrt zu haben. Denn fortan war all sein Thun, näher angesehen, nur noch Schein und Schaustellung. Das Komödiantische in dem Manne wurde übermächtig bis zur Widerlichkeit. Er wollte so zu sagen immer auf der Bühne stehen, immer agiren, und so hat er denn seine Königschaft zu eitel Schauspielerei gemacht.

So ein Komödiantenthum kostet aber Geld, viel Geld, sehr viel Geld. In der Beschaffung desselben bestand im Grunde die ganze Staatskunst Gustavs. Er krankte an der Sucht, an der Wuth, den Prunk, die Luxusexcesse, die Vergeudung von Versailles an seinem Hofe nachzuahmen, und er brachte es auch glücklich zu einer Gewissenlosigkeit im Verschwenden, daß z. B. ein einziges, im Jahre 1776 abgehaltenes Ringelrennen 400,000 Thaler Kupfermünze kostete. Nicht weniger ein zweites, im folgenden Jahre veranstaltetes. Nun war und ist aber Schweden ein armes Land, dem die Aufbringung der Kosten des phantastischen

Luxus, in welchem König Gustav die Verwirklichung seiner „Heldenträume" suchte, sehr schwer fallen musste. Der Pfiffe und Kniffe, mittels welcher die königliche Finanzerei das Geld aus dem Volke herauspresste, waren viele; aber der Hauptpfiff und Erzkniff ist gewesen, daß der König sich zum Großhändler, zum Einzighändler mit Schnapps machte. In der That, der „ritterliche" Gustav, Gustav der Poet, Gustav „den bästa kung" wurde Schnappskrämer, — in großem Stile, versteht sich. Der König wusste recht gut, daß die Völker dumm und feig genug sind, sich geduldig die Haut über die Ohren ziehen zu lassen, falls man ihnen nur weismacht, dieses Schinden sei eigentlich ein heilsames Kitzeln. Er war auch ein zu geriebener Gaukler, als daß er die Plumpheit begangen hätte, seinem geliebten Schwedenvolke mit Auflegung von neuen Steuern lästig zu fallen. Da er jedoch Geld und immer wieder Geld haben musste und wollte, so kam er auf den sinnreichen Einfall, sein Volk auf gut russisch zu beglücken, d. h. nach russischem Muster am 17. Mai 1776 das Branntweinbrennen für ein Regale der Krone und das Branntweinverkaufen für ein königliches Monopol zu erklären, und der arme Narr von Schwedenvolk glaubte dem allerdurchlauchtigsten Schnappspropheten und kaufte jährlich für etwa 1½ Millionen Silbermünze „blaues Gift" in der königlichen Fuselbude.

Leider ist Volksgunst ein nicht minder gebrechlich und zerbrechlich Ding als Glück und Glas und in Folge dessen finden wir, daß nach Verlauf von etlichen Jahren die guten Schweden — wir meinen Bürger und Bauern — ihren vielgeliebten Kung nicht mehr mit allzuheißen Liebeblicken ansahen und viele sogar auf den Gedanken kamen, die „glorreiche" Revolution von 1772 wäre eigentlich ein Schwindel, eine Prellerei gewesen, maßen die Herren Junker im ganzen nicht schlimmer gewirthschaftet hätten, als dermalen der oberste der Junker wirthschaftete. Die königliche Schnappspest mit ihren unliebsamen Specialitäten, als da waren Denunciationen, Visitationen, Konfiskationen und Fiskalisationen, verheerte das arme Land materiell und moralisch

gleich sehr und brachte denkende Menschen zu der Meinung, ein König könnte und sollte doch eigentlich besseres thun, als Branntwein brennen und ausschenken. Die denkenden Menschen machten und machen indessen in Schweden, wie allenthalben, eine verschwindende Minderzahl aus, die wenig zu bedeuten hatte und hat, und obzwar auch in die Massen eine dumpfe Unzufriedenheit mit dem Theaterkönig mehr und mehr sich einzufressen begann, so brauchte sich Gustav und brauchen sich überhaupt große Herren um die Unzufriedenheit des Volkes nicht zu kümmern. Lasst die Schafe immerhin unzufrieden sein, lasst sie sogar sich unterstehen, mitunter kläglich zu blöken, schadet nichts, wenn sie nur gewohnter Weise ihre Wolle hergeben.

Das Jahr 1777 markirt ziemlich bestimmt den Wendepunkt, von wo ab Gustav die Nebenpartie seiner Rolle, den populären König, den „roi citoyen“ zu agiren, immer lässiger behandelte und endlich ganz fallen ließ. In dem genannten Jahre machte er auch seine allen braven Schweden höchst anstößige Reise nach Petersburg. Einen Vorwand dazu bot ihm die üble Miene, welche die „Semiramis des Nordens“, als Beschützerin der „Mützen“, zum Staatsstreiche von 1772 und seither Schweden gegenüber gemacht hatte. Gustav traute sich Geistesüberlegenheit und Liebenswürdigkeit genug zu, die übelwollende Nachbarin zu versöhnen und für sich zu gewinnen. Das tiefer gelegene Motiv zu seiner Reisefahrt ist aber wohl dieses gewesen, daß seine histrionische Eitelkeit den König gestachelt hat, der Welt zu zeigen, wie es keinesfalls zu seinem Nachtheil ausschlüge, so er neben der größten Komödiantin der Zeit, neben der siebenfach destillirten und siebzigfach potenzirten Intrikenkünstlerin Katharina auf der Bühne erschiene.

Er täuschte sich gewaltig, nicht aber die Welt, welche ganz deutlich erkannte, daß die genialische Majestät von Schweden, verglichen mit der Zarina, doch nur ein „geflickter Lumpenkönig“ war. In Wahrheit, Katharina die Zweite wusste den blendenden, ja sogar einen überzeugenden Schein von Großartigkeit um all ihr Thun, um ihr ganzes Sein

und Gebaren herzubreiten. Selbst um ihre Messalinaschaft. Man hatte am russischen Hofe, auch nachdem man die gräulichen Ausschweifungen Peters des Ersten und die Liebschaften der Zarin Anna gesehen, doch noch immer ein wenig Gefühl für Scham oder wenigstens für Anstand. Sogar die indolente Söfferin, die Kaiserin Elisabeth, hatte ihre Gardegrenadiere nur mit verbundenen Augen in ihr Schlafgemach kommen lassen [1]). Katharina die Zweite dagegen verachtete solche kleinliche Rücksichten und mit dem ganzen Kynismus einer großartigen, durch ihre Beispiellosigkeit die Menschen verblüffenden Schamlosigkeit erklärte sie das zwölfmal neu besetzte Amt ihres ersten Beischläfers zum höchsten Hof- und Staatsamt . . . Gegen dieses dämonische Weib, gegen welches selbst der alte Fritz keine andern Waffen als die der unterthänigsten Schmeichelei zu gebrauchen wagte, konnte Gustav gar nicht aufkommen. Daß er die Zarin nicht durchschaut, daß er ihre doch schon deutlich genug kundgegebenen Absichten auf Finnland, sowie ihre fortwährenden Beziehungen zu dem schwedischen Junkerthum nicht erkannt hatte, bezeugt der Umstand, daß der König nach seiner Heimkunft im August 1777 aus Drottningholm an den Grafen Kreutz in Paris schrieb: „Meine Reise ist über Erwarten gut ausgefallen und ich ernte schon die Früchte derselben. Die alte Mützenpartei ist zertrümmert und mit den Kabalen der Aristokratie hat es ein Ende, nachdem ihnen alle Hoffnung benommen worden ist, durch Entflammung des Hasses der Kaiserin meine Regierung zu beunruhigen. Freundschaft ist (vonseiten Katharina's) auf Vorurtheil gefolgt.“ Allein der schwedische Gesandte am französischen Hofe war besser unterrichtet; denn er schrieb am 5. September zurück: „Die russische Kaiserin hat nach Ew. Majestät

1) „Elisabeth, outre les Schouvalof et les Rasoumofski, se livrait à tous les objets de ses caprices. Plus d'un beau grenadier fut secrètement et les yeux bandés, introduit dans la couche impériale, sans se douter des illustres faveurs qui lui étaient imposées. Malheur à lui s'il paraissait le soupçonner, car il était à l'instant même relégué en Sibérie.“ Le comte D'Allonville, Mém. secr. V, 61.

Abreise Aeußerungen gethan, welche nicht für die Aufrichtigkeit der Freundschaft sprechen, die sie Ihnen bezeigte.“ Summa: — Schweden sammt seinem Theaterkönig war für Katharina die „Große“ auch nur eine der Mäuse, mit welchen die geile Kaiserin-Katze eine Weile graziös-grausam spielte, bevor sie dieselben auffraß oder ihnen wenigstens dieses oder jenes Glied vom Leibe riß und biß.

Im folgenden Jahre hat im gustavischen Lebensdrama ein ganz hässlicher Akt gespielt, dessen erste Scenen freilich um mehrere Jahre weiter zurückreichen.

Die Ehe des Königs, vorausgesetzt, daß es überhaupt eine gewesen, war kinderlos geblieben. Gustav hatte sich dem hassvollen Willen und Wunsch seiner Mutter gemäß seiner Gemahlin gegenüber auf den Standpunkt kühl-ceremonieller Zurückhaltung gestellt, was ihm freilich aus weiter oben angedeuteten Gründen nicht eben viel kostete. Seitdem aber auch die Ehe seines Bruders Karl, Herzogs von Södermanland, als unfruchtbar sich herausgestellt hatte, scheint sich der König über die Gefährdung der Thronfolge und Dynastie mehr und mehr Gedanken gemacht zu haben. Die Folge derselben war, daß der König im J. 1775 seiner Gemahlin Sophie Magdalene sich näherte und daß eine förmliche Aussöhnung — „raccommodement“ nennt es Gustav selber — zwischen dem Paare stattfand, zum äußersten Verdrusse der Königin-Witwe Luise Ulrike. Diese fing denn auch, als zu Anfang des Jahres 1778 die Schwangerschaft ihrer Schwiegertocher Sophie Magdalene ruchbar wurde, vom Schlosse Fredrikshof, ihrem Witwensitz, aus ein heilloses Rumoren an, so zwar, daß der König schon im August in einem seiner Briefe an den Grafen Kreutz über die „unglückliche Geschichte“ sich zu beklagen hatte, welche „Unruhe und Spaltung in das Innere der königlichen Familie brächte“. Einen Monat vor der Niederkunft der Königin schrieb Graf Kreutz aus Paris: „Der Herr Graf Maurepas hat mir aufgetragen,

Ew. Majestät auf das eindringlichste vorzustellen, wie wichtig es sei, daß die Königin-Witwe gezwungen werde, dem Taufakte beizuwohnen und das Kind zur Taufe zu halten." Ein sattsam deutlicher Wink, wie Frau Luise Ulrike über die Legitimität, d. h. Illegitimität ihres zu erwartenden Sozusagen-Enkels dachte.

Am 1. November gebar Sophie Magdalene einen Sohn, den nachmaligen Gustav den Vierten, närrischen Andenkens. Der König setzte sich sogleich hin, seine Mutter von dem glücklichen Ereignisse zu benachrichtigen. Aber von Fredrikshof kam auf seinen Brief diese Antwort herein: — „Mein Herr Sohn! Ich bin Mutter und dieser geheiligte Charakter kann aus meinem Herzen niemals vertilgt werden. Er wird mich stets bewegen, einen aufrichtigen Antheil an Ew. Majestät Glück zu nehmen, und ich erwarte von der Zukunft, daß die Binde, welche Ihre Augen beschattet, werde zerrissen werden. Dann wird es geschehen, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und die Härte bedauern werden, mit welcher Sie einer Mutter begegnen, welche Sie bis zum Grabe lieben wird. Verbleibend Ew. Majestät sehr gute Mutter Luise Ulrike..." Auf dieses Schreiben hin ließ Gustav — sei es, daß er wirklich Grund hatte, sich für den Vater des neugeborenen Prinzen zu halten; sei es, daß ihn, so dies nicht der Fall war, die ihm imputirte Augenbinde nur um so mehr verdroß — seiner Mutter das Erscheinen bei Hofe verbieten, was die alte Frau zunächst so in Schrecken setzte, daß sie einen Entschuldigungsbrief an ihren Sohn sandte. Darin hieß es: „Die Binde, von welcher ich sprach, bezieht sich in keiner Weise auf die Person der Königin." Allein der König ließ die Ausrede nicht gelten und schrieb zurück: „Genießen Sie Ihre Rache; aber, um Gottes willen, stellen Sie sich nicht dem Publikum bloß!"

Es war dann die Rede davon, auf gute Manier Luise Ulrike aus dem Lande zu entfernen und sie nach Schwedisch-Pommern reisen zu machen. Sie erklärte, hierein zu willigen, stellte aber so überstiegene Bedingungen, daß man das

Reiseprojekt fallen und die alte Zankbürste ließ, wo sie war. Dadurch noch mehr erbos't, that sie jetzt erst recht, shakspeare'sch zu reden, das „Gatter ihrer Zähne" auf, falls sie nämlich noch welche hatte, und ließ sich gegen ihren Sohn Karl von Södermanland heraus, sie wisse wohl, was das „Raccommodement" des Königs mit seiner Frau zu bedeuten habe und wem dasselbe zu verdanken sei. Der König habe ja selbst laut genug gesagt — (das war wahr!) — daß er es seinem Hofstallmeister, dem Baron Munck, verdanke. Ja wohl! Denn der Munck, ja, der sei mit Wissen Gustavs der Vater des Kronprinzen geworden. Was zum Teufel? schrie der Herzog von Södermanland auf, dessen starke Seite bekanntlich der Verstand niemals gewesen ist, und rannte, den Hofstallmeister aufzusuchen, welchen er mit Schmähungen überhäufte. Munck klagte das dem Könige, der nun seinerseits wüthend gegen die Mutter und den Bruder losbrach. Eine himmlische Wirthschaft von Gottes Gnaden!

Dame Skandalchronika hatte seit Jahrhunderten in Stockholm nicht so viel zu thun gehabt, wie dermalen. Sie lief sich beinahe die Beine ab und schwatzte sich fast die Zunge lahm. Sie gerieth förmlich ins Deliriren und behauptete, erst habe man einen Kronprinzen herbeischaffen wollen dadurch, daß man das zu erwartende Kind der jungfräulichen Schwester des Königs, der weiß der Himmel wann, wie und von wem in interessante Umstände versetzten Aebtissin von Quedlinburg, unterzuschieben Willens gewesen sei. Leider aber habe — o Schrecken! — Ihro jungfräulich prinzesslich-äbtissinische Gnaden Sophia Albertina einen Mohrenknaben zur Welt gebracht. Daraufhin erst hätte der König und beziehungsweise die Königin ihre Zuflucht zu dem guten Munck genommen.

So etwas konnte sich denn doch die Legitimität von Gottes Gnaden nicht bieten lassen. Es galt, den Strom des Aergernisses an der Quelle zu verstopfen, was mit großem Geräusch ins Werk gesetzt wurde. Die Königin-Witwe musste zu Fredrikshof in Gegenwart des Königs und eines halben Dutzends von Reichsräthen eine feierliche schriftliche Erklärung abgeben, daß bei dem mehrerwähnten

„Raccommodement“ Gustavs mit Sophie Magdalene alles mit rechten Dingen zugegangen und demnach der Kronprinz ihr echter und rechter Enkel sei. Fatal nur, daß das Publikum an diese Erklärung so wenig glaubte wie Luise Ulrike selber, und fataler noch, daß Dame Skandalchronika thatsächlichen Grund hatte, später also zu argumentiren und zu demonstriren: „Es ist bekanntlich ein munckisches Familienübel, daß die Muncke in einem gewissen Alter närrisch werden. Gustav der Vierte ist schon bei Zeiten ein notorischer Narr gewesen: folglich“ .....

Die Sage vom „bästa kung“ hat sich mehr und mehr zu einer verschallenden, verschollenen gestaltet und auf seinem mit guten Vorsätzen gepflasterten Wege ist der aufgeklärte Despotismus Gustavs des Dritten schon so ziemlich vollständig in die Region des gemeinen und schlendrianischen hinabgelangt. Je tiefer aber der Mann in der Wirklichkeit sank, desto höher strebte er in Gedanken, nämlich als Gaukler und Komödiant.

Da kann es denn auch nicht verwunderlich erscheinen, daß die Starkgeisterei und Kraftgenialität in dem Könige zu dieser Zeit plötzlich in eine ganz läppische Mysteriensucht um- und überschlug. Es ist ja das der Starkgeisterei und Kraftgenialität dazumal auch anderwärts häufig genug begegnet, — zur Zeit, wo das Geheimnisseln und Geheimbündeln an den Höfen und in der „guten“ Gesellschaft Mode war und die tollgewordene Freimaurerei und der durch die Jesuiten gefälschte Illuminatismus einem so jämmerlichen Halunken, wie Balsamo-Cagliostro einer gewesen, die Pfade bereiteten, auf welchen er Europa als Triumphator durchziehen konnte. Auch in Stockholm geheimnisselte und geheimbündelte man eifrig und zwar hat sich daselbst als Hauptmacher in den mancherlei Ordensalfanzereien der Staatssekretär Elias Schröderheim aufgethan. Durch ihn war der Phantastikus von König, dessen „Aufklärung“

nicht eben eine taktfeste, tief in die Rosenkreuzerei und anderen Schwindel verstrickt. Nachdem er es glücklich dahin gebracht hatte, zum „Tempelherrn" geweiht zu werden, gab er dem erhaltenen Anstoß zur Verblödung und Verduselung soweit nach, daß er durch zwei Charlatane von der erbärmlichsten Sorte, durch den Schweden Plommenfelt und den Finnen Björnram, mittels Lebenselixirbrauerei und Gespensterbeschwörungsspuk ganz lächerlich sich nasführen ließ.

Daneben wurde seiner Sucht, zu schauspielen, Effekt zu machen, zu glänzen, die heimatliche Bühne zu enge. Er verlangte nach einer europäischen, um auf derselben den großen Staatsmann und den noch größeren Kriegshelden zu agiren. Alle Vorstellungen der verständigeren seiner Minister gegen das Bedenkliche, ja Gefährliche derartiger Träumereien und Wünsche fanden ein ungeneigtes Gehör und hatten nur den Erfolg, den Sinn des Königs mehr und mehr seiner Pflicht, mit den inneren Angelegenheiten Schwedens sich zu beschäftigen, zu entfremden. Die Rückwirkung, welche der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner auf Europa übte; der kriegerische Hader, worein in Folge dieses Krieges England mit Frankreich gerathen war; die Verwickelungen, welche die riesenhaften von Katharina der Zweiten in Gemeinschaft mit ihrem Potemkin ausgeheckten Eroberungspläne, sowie die Projekte Kaiser Josefs in Aussicht stellten, bestärkten den Schwedenkönig in seiner Einbildung, daß es ihm bald beschieden sein würde, die Rolle Karls des Zwölften zu erneuern.

Das Jahr 1783 schien solche Wünsche der Erfüllung näher zu bringen. Es war aber nur ein Schein; denn die abenteuerliche Politik Gustavs konnte unmöglich zu einem Sein werden. Es war alles nur ein Hin- und Herflackern, ein Hin- und Widerfahren, ein Verfolgen großer Ziele mit kleinen Mitteln, ein über die maßen kostspieliges Komödienspiel, welches zudem hinter der heroischen Aufflitterung nicht selten recht gemeine Blößen zeigte. Als die Zarin Katharina unter unmittelbarer Beihilfe des von der großen Ränklerin genarrten Kaisers Josef des Zweiten die Länder

der krim'schen, taman'schen und kuban'schen Tataren von der Türkei abriß und in den unersättlichen Magen der Matuschka Moskawia spedirte, wähnte der Schwedenkönig Zeit und Situtation günstig genug, um ebenfalls den Eroberer herauskehren zu können, und zwar zuvörderst gegen Dänemark, welchem Norwegen entrissen werden sollte. Es wurden zu diesem Zwecke Rüstungen vorgenommen und Gustav that eine Fahrt nach Finnland, um daselbst eine Zusammenkunft mit der Zarin zu haben; sei es, daß er hoffte, ihre Zustimmung zu seinen Projekten zu gewinnen, oder sei es, daß er sich vor den Leuten wenigstens den Anschein geben wollte, dieser Zustimmung sicher zu sein. Die schlaue Katze und der heroische Mauserich trafen sich am 29. Juni 1783 zu Fredrikshamm und verlebten unter rauschenden Lustbarkeiten drei Tage mitsammen. Gustav schlug keineswegs die wirkliche oder auch nur die scheinbare Bundesgenossenschaft Katharina's heraus, wohl aber ein Almosen von 200,000 Rubeln, welche unter dem Titel eines Ersatzes seiner Reisekosten der König-Komödiant anzunehmen Lump genug war.

Mit Hilfe dieses russischen Geschenkes, dessen Kapital nebst Zinsen und Zinseszinsen Russland später in Form des schwedischen Finnlands einzuziehen verstanden hat, unternahm Gustav, seine Heldenrolle einstweilen vertagend, als Graf von Haga im September 1783 seine Schwelger- und Gauklerreise nach Italien. In Neapel bewirthete ihn der russische Gesandte in verschwenderischer Weise und so zu sagen als Dessert wurde dem Könige dann in Venedig ein Brief seiner hohen Gönnerin überreicht, worin die Zarin schrieb: „Man schwätzt davon, daß Ew. Majestät geheime Zurüstungen mache, um sich Norwegens zu bemächtigen. Ich glaube kein Wort davon und ebenso wenig an das Gerücht, welches mich mit einem Einfall in (russisch) Finnland bedroht, allwo Ew. Majestät, wie man behauptet, meine schwachen Besatzungen niederzusäbeln und geradenwegs auf St. Petersburg loszugehen beabsichtigt, vermuthlich, um dort zu soupiren. Da ich kein Gewicht auf das lege, was man in Gesprächen ausspricht, in welchen der

Verschönerung der Rede wegen häufiger die Sprünge der Phantasie sich zeigen als Wahrheit und Möglichkeit, so sage ich jedem, der es hören will, ganz einfach, daß weder aus dem einen noch aus dem andern etwas werden wird." ... Das war eine starke Prise, noch dazu tüchtig mit Spottpfeffer gemischt. Sie stach auch dem Könige sehr scharf in die Nase und er wollte der übermüthigen Spötterin zur Erwiderung ebenfalls eine darbieten, die gehörig gewürzt sein sollte. Es handelte sich nur um das Können und dieses glaubte Gustav durch einen Besuch am französischen Hofe zu ermöglichen, wohin er von Italien aus ging. Die Minister Ludwigs des Sechszehnten, die wirkliche Bedeutung Schwedens im Staatensystem Europa's weit überschätzend, ließen sich in der That bestimmen, am 16. Juli 1784 zu Versailles einen neuen Allianz- und Subsidienvertrag abzuschließen, kraft dessen Gustav über die bisher aus der französischen Staatskasse bezogenen und fürder zu beziehenden „ordentlichen" Hilfegelder hinaus noch „außerordentliche" im Betrage von 1,200,000 Livres jährlich, sowie, im Falle Schweden von einem Feinde angegriffen würde, kriegerischen Beistand zugesichert erhielt.

Der König hat die Vorkommnisse seiner Reise in einer Reihe von Briefen geschildert, deren meiste an seinen jetzigen Premierminister, den Grafen Kreutz, gerichtet wurden. Von besonderem Interesse ist ein aus Rom am 27. Januar 1784 an den Generaladmiral Trolle geschriebener Brief, worin sich Gustav über Kaiser Josef den Zweiten, mit welchem er in Florenz und dann in der Papststadt zusammengetroffen war, also ausließ: „Alles scheint eine große Umwälzung zu verkünden und des Kaisers Projekte sind so umfassend, daß eine solche Krisis unvermeidlich sein dürfte. Ich habe diesen Fürsten gesehen, dessen Person eben so wunderbar ist wie sein Benehmen. Nachdem er den Papst fast insultirt, nachdem er der römischen Gewalt den letzten Stoß gegeben" — (warum nicht gar?) — „und den Grundbau der römischen Lehre untergraben hat" — (wodurch denn?) — „sah man ihn hier in der Peters-

kirche auf den Knieen liegen, von einer Kirche zur andern laufen und mit großem Eifer alle die Andachtsübungen vollziehen, welche die katholische Lehre vorschreibt. Ich bin sehr erfreut, ihn gesehen und kennen gelernt zu haben; aber ich kann nicht leugnen, daß ich finde, er erwecke Bewunderung, doch nicht die Liebe und den milden Enthusiasmus, welche nur ein Menschenfreund einflößen kann und welche die Freundlichkeit und die Manieren der Kaiserin von Russland erzeugen" . . . Der königliche Briefschreiber stellt also inbetreff der Menschenfreundlichkeit Josef unter Katharina: das zeichnet deutlich die gustavische Korkseele . . . In Versailles erhielt der galante Schwedenkönig Zutritt zum vertrautesten Kreise der schönen Königin. Marie Antoinette tanzte mit ihren Artois, Polignacs, Coignys, Lauzuns und Besenvals damals noch leichtbeschwingten Fußes und lachenden Mundes dem Abgrund entgegen. Am 24. Juni 1784 schrieb Gustav aus Versailles: „Die Fête der Königin zu Trianon war charmant. Man spielte auf dem kleinen Theater Le dormeur eveillé, Text von Marmontel, Musik von Gretry, mit allem Zubehör von Oper und Ballet. Man soupirte in den Pavillons des Gartens und nach dem Souper war der englische Garten illuminirt. Es war eine vollkommene Zauberei" . . . Zehn Jahre später war an das Thor des in Ruinen fallenden Zauberschlosses der königlichen Armida ein Plakat angeschlagen des Inhalts: „Nationaleigenthum; zu verkaufen oder zu vermiethen" — und war der englische Garten eine Wildniß voll Dornen und Unkraut . . . .

„All worldly shapes shall melt in gloom,
The sun himself must die."

Im August von 1784 nach Schweden heimgekehrt, spielte Gustav seine Heldenrolle weiter — in Gedanken. Derweil hatte sich aber in der Wirklichkeit sein Verhältniß

zur Nation wesentlich anders gestaltet, d. h. die Unzufriedenheit mit der gustavischen Staatswirthschaft war auch im Bürgerstande und in der Bauerschaft so groß geworden, daß die Geistlichkeit zu murren und der Adel offen zu widerstehen wagen konnte. Der König ließ sich durch die Symptome eines Umschwungs der öffentlichen Meinung nicht warnen und nahm insbesondere die Todfeindschaft, welche gegen ihn im Schoße des Junkerthums brütete, viel zu leicht. Ueberhaupt schenkte er den mancherlei Schwierigkeiten, die sich im Innern gegen ihn anzusammeln und aufzuthürmen begannen, wenig oder keine Achtsamkeit, ganz und gar von der Don-Quijote-Phantasie erfüllt und beherrscht, nach außen „Schwedens Macht und Ruhm zu vergrößern“, d. h. die obschwebenden Verwickelungen der europäischen Politik — das weitere Vorgehen der Zarin gegen die Türkei, die Vergrößerungspläne Kaiser Josefs in Deutschland, die Gährungen in den Niederlanden, die in Folge des amerikanischen Krieges eingetretene Ermattung Englands, die Vorwehen der Revolution in Frankreich — zu benützen, um ein recht großer Schwedenkönig, à la Gustav Adolf etwa, zu werden. Uebrigens ist in dieser Narrethei nicht einmal Methode gewesen. Des unstäten Mannes Sinnen und Wollen war veränderlich wie Wind und Welle. Heute sann er darauf, Russlands Bundesgenossenschaft zu suchen, um mittels derselben über Dänemark herfallen zu können; morgen aber wollte er ein Bündniß mit Dänemark schließen, um, gestützt auf diesen Rückhalt, Russland anzugreifen. Der im Mai von 1786 eröffnete Reichstag hätte den König belehren können, daß er seine ganze Aufmerksamkeit, Kunst und Kraft den inneren Angelegenheiten Schwedens zukehren müsste. Er begegnete einer geschlossenen Opposition und vermochte von seinen sämmtlichen zur Berathung vor die Stände gebrachten Vorschlägen nur einen einzigen, und zwar sehr untergeordneten, durchzusetzen. Der Verblendete zog aber daraus nur die Lehre, daß er beim Staatsstreiche von 1772 dem Reichstage noch viel zu viele konstitutionelle Befugnisse gelassen hätte.

Man ist doch oft versucht, so man die unzweifelhaft genialischen Naturanlagen Gustavs mit seinem Thun zusammenhält, alles Ernstes das Wort des römischen Autors: „Jedem Genie ist eine Dosis Wahnsinn beigemischt“ [1]) — auf ihn anzuwenden. Die Abenteuer seiner sechs letzten Lebensjahre könnten einem modernen Cervantes reichlichen Stoff liefern.

Aber mit der Phantasterei des Königs ging Hand in Hand ein gewissenloser Leichtsinn, den es wenig kümmerte, ob das Brillantfeuer, mittels dessen das eigene liebe Ich in hellste und schönste Beleuchtung gerückt werden sollte, Schweden und vielleicht ganz Europa verzehren würde. Seine gränzenlose, durch und durch komödiantische Eitelkeit hätte Gustav den Dritten das furchtbare Wort: „Bin ich erst todt, mag die Erde in Flammen aufgehen“ [2])! — welches Kassius Dion dem Menschenverächter Tiberius in den Mund gelegt und die lachende Lüderlichkeit der Madame Pompadour bekanntlich kurz vor dieser Zeit in's Französische übersetzt hatte („Après nous le déluge!“), unbedenklich nachsprechen lassen.

Falls man überhaupt von einer Berechnung in dem Handeln des Königs in dieser Epoche noch sprechen dürfte, so müsste man sagen, daß er sich im Jahre 1788 Hals über Kopf in den Krieg mit Russland gestürzt habe, um mit dem Geräusche dieses Krieges den in Schweden laut und lauter sich äußernden Widerstand gegen seine ganze Wirthschaft zu überlärmen. Es ist ja allzeit und bis auf unsere Tage, bis auf diese Stunde herab ein beliebtes Hausmittelchen des Despotismus gewesen und geblieben, die Völker, wann sie nach Freiheit und Recht schreien oder auch nur seufzen, für fiebernd und delirirend auszugeben und sie mittels Kriegführens für Ehre, Gloire, die „Interessen der Civilisation“ u. dgl. m. starken Aderlässen zu unterwerfen.

---

1) Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit. Seneca, de tranquill. animi, XV, 16.

2) Ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί. Dion, 58, 23.

Das russische Kabinett, nachdem es der feindlichen Absichten Gustavs vergewissert war, machenschaftete durch seinen Gesandten in Stockholm, Rasumowski, noch viel entschiedener als früher dahin, das alte Parteiwesen in Schweden neu zu beleben, insbesondere das Junkerthum gegen den König zu steifen und die liebe gute schöne „Freiheitszeit“ wieder herzustellen. Matuschka Moskawia ist ja bekanntlich für die „Freiheit“ der Völker damals so zärtlich besorgt gewesen. Vergleiche die Geschichte Polens und — Deutschlands! Das Ränke- und Schwänkespiel, welches die Russen in und mit Schweden trieben, hatte aber immerhin fast noch etwas Großartiges, verglichen mit den kläglichen, zum Theil ganz kindischen Veranstaltungen, mittels welcher Gustav seinem Volke und der Welt vorgaukeln wollte, er sei zum Kriege gezwungen, er sei in Finnland statt der Angreifer der Angegriffene. Ganz widerlich war die Großpralerei des Königs, wenn er die schwedischen Hofdamen zum voraus zu einem Tedeum in der Kathedrale von Petersburg und zu einem Ball im kaiserlichen Lustschlosse Peterhof einlud; wenn er haselirte, er werde Asien und Afrika mit dem Schalle seines Namens erfüllen; wenn er, im Begriffe, zum Heere nach Finnland abzugehen, im Verlaufe seiner im Reichsrathe gehaltenen Abschiedsrede so recht im Stile des „Miles gloriosus“ aufschnitt: „Mein Entschluß, den Tod für's Vaterland zu sterben, ist gefasst. Wenn das Schicksal die Waffen meines tapfern Volkes begünstigt, so will ich von allen Denkmälern des russischen Uebermuthes keines verschonen als die Bildsäule Peters des Großen, um auf ihrem Piedestal den Namen Gustav zu verewigen.“

Katharina die Zweite kannte ihren Gegner als den Theaterkönig, welcher er war, und hatte ihn stets als solchen behandelt. Sie erblickte daher in den heldischen Wallungen und kriegerischen Rüstungen des Königs nur Komödie oder höchstens demonstrative Spiegelfechtereien. Noch am 4. Juni von 1788 schrieb die Zarin an Potemkin: „Ich glaube, sie (die Schweden) packen nicht an und beschränken sich auf bloße Demonstrationen. Es handelt sich nur da-

rum, ob diese Demonstrationen zu leiden sind. Wärest du hier, so würde ich mich, nachdem ich mit dir Rücksprache genommen, in fünf Minuten entscheiden, was zu thun. Anfangen aber dürfen wir schon darum nicht, weil, wenn er (Gustav) uns anzerrt, er von der schwedischem Nation nach ihren Konstitutionen keine Hilfe erhält; packen dagegen wir an, so muß sie ihm helfen. So denke ich denn, ihm volle Zeit zu lassen, Dummheiten zu machen, Geld zu verschleudern und sein Brot aufzuessen [1])." Katharina täuschte sich zwar darin, daß der Schwedenkönig, welcher am 2. Juli in Finnland anlangte, nur demonstriren wollte — die Feindseligkeiten an der Gränze hatten, unzweifelhaft von den Schweden hervorgerufen, noch vor Ankunft des Königes begonnen — nicht aber täuschte sie sich darin, daß Gustav „Dummheiten" machen würde.

In Wahrheit, die ganze Kriegsführung ist von A bis Z nur eine große Dummheit gewesen, recht dazu angethan, die moskowitische Absicht, ganz Finnland zu verschlingen, um einen mächtigen Ruck zu fördern. Und wie hätte das auch anders sein können, da der Theaterkönig den Krieg eben nur als Theaterkrieg zu führen verstand? Hören wir darüber Gustavs geborenen Unterthan und begeisterten Lobpreiser Arndt. „Statt das Spiel des Krieges oder wenigstens die äußere Gebärde dieses Spiels zu spielen, spielte er unter Männern, die nordischer Kraft und altnordischer Thaten warteten, wirklich nur den Spieler. Er, der bei der bösen Stimmung vieler seines Adels und auf dem großen Wendepunkte der Dinge, wo die Würfel eines blutigen Kriegs geschüttelt wurden, sich den Rock und die Sporen Karls des Zwölften hätte anlegen" — (wozu denn? warum überhaupt Mummenschanz treiben?) — „und so unter seinen Schweden und Finnen einherschreiten sollen, erschien unter denen, welche die Kanonen des achtzehnten Jahrhunderts abdonnern sollten, als ein Turnierritter des scherzhaften

1) Ssolowjeff: Geschichte des Falles von Polen, nach russ. Quellen. Uebers. v. Spörer (1866), S. 192.

Lanzenspiels im bunten burgundischen Seidenwamms, mit flatterndem, vielfarbigem Federhut, in Schuhen mit rothen Bändern zu Pferde oder gar als neronischer Nachäffer der luftigen Darstellungen der Mimen und Sänger. Und er hatte Sänger, Histrionen und Dichter wirklich mit sich; im Lager wurden Gesang- und Theaterproben gemacht, manche seiner fröhlichen und tapferen Begleiter waren zugleich Macher und Thäter mit der Feder und dem Degen. Es war König Arthur mit seinen Zwölfen wirklich im Feldlager." Das heißt denn doch, aus dem Arndtischen ins Thatsächliche übersetzt, nichts anderes als: Gustav handelte wie ein ganzer Hanns Narr und blutiger Ernst wurde von ihm und seinen Kumpanen verdammlich-frivol wie ein Fastnachtsschwank betrachtet und betrieben. Trotzdem psallirt der „königische" Ernst Moritz Arndt den Windbeutel von König immer wieder als einen „Löwen". Die Wahrheit ist, daß der angebliche Löwe im finnischen Feldzug seine vollständige Unfähigkeit, den Heerbefehl zu führen, kläglich erwiesen hat.

Das leichtsinnig und lüderlich in Scene gesetzte Theaterstück hatte auch ein entsprechendes Finale. Nachdem der Kampf zwischen der schwedischen und der russischen Flotte — jene wurde von dem Herzog von Södermanland kommandirt — bei der Insel Hoghland am 17. Juli unentschieden geblieben war, wollte Gustav mit der Landarmee zum Angriff auf Fredrikshamm verschreiten. Da barst unter seinen Füßen eine längst gebohrte und geladene Mine los, — geladen nicht mit russischem Pulver, aber mit russisch-katharinischer Diplomatie. Diese hatte auf die gährende und schwärende Unzufriedenheit der Junker-Officiere des Schwedenkönigs spekulirt und zwar mit Glück. Der Adel im Heere, vorab der in Finnland begüterte, trat gegen den Staatsstreichmacher von 1772 in förmliche Rottirung und mit der Zarin in heimliche Verbindung. Noch eine Stunde vor dem Ausbruch der offenen Meuterei hatte Gustav keine Ahnung vom dem, was ihn bedrohte.

Es war am 3. August. Der König hatte einen Sturm auf die Festung angeordnet und das Regiment Abo sollte

die Spitze der Sturmkolonne bilden. Gustav gab das Zeichen zum Angriff, allein das Regiment rührte sich nicht von der Stelle und der Oberst Hästesko trat vor und erklärte, sie würden keinen Schritt vorwärts thun. Zu ihm standen sofort die übrigen Officiere, dem angedonnerten König einen Protest gegen die Weiterführung des „verfassungswidrig“ unternommenen Krieges ins Gesicht werfend. Gustav, gewaltsam sich zusammennehmend, versuchte den tückischen Streich mittels einer Rede an die Soldaten abzuwenden; allein es war dafür gesorgt, daß seine Beredsamkeit nur taube Ohren fand. Das Regiment gab auch dem königlichen Redner eine sehr deutliche Antwort: es legte vor seinen Augen die Waffen nieder und der Oberst Hästesko erläuterte diese Antwort, indem er dem Könige zuflüsterte: „Sire, es ist ein entscheidender Augenblick. Bedenken Sie, daß ein falscher Schritt Sie um Ihre Krone bringen kann.“ Es muß eine Stunde unsäglicher Pein für Gustav gewesen sein. Er musste die Junker gewähren lassen. Seine beschleunigte Abreise aus Finnland glich gar sehr einer Flucht vor dem eigenen Heere, dessen Führer ihren Landesverrath vollendeten, indem sie im Quartier des Generals Armfelt auf dem Edelhof Anjala am Kymene ein Verbündniß unter einander stifteten und auf eigene Faust einen Waffenstillstand mit der Zarin abschlossen. Weiterhin gaben die zum Anjala-Bunde vereinigten Officiere Manifeste aus, worin sie erklärten, sie hätten sich dem königlichen Willen in ihrer Eigenschaft als Bürger widersetzt, weil der Krieg gegen Russland ebenso ungerecht als verfassungswidrig unternommen worden sei. Schließlich wurde auf unverweilte Berufung eines Reichstags gedrungen und deutlich genug die Hoffnung ausgesprochen, daß auf diesem Reichstage der Adel seine Macht und alle die Herrlichkeit der lieben alten guten „Freiheitszeit“ zurückerobern werde.

Mit Grimm und Groll in der Seele war der König nach Stockholm zurückgekehrt, wo er, wie begreiflich, und

verzeihlich, den schmählichen Ausgang des finnischen Unternehmens einzig und allein der verrätherischen Tücke des Adels zuschrieb und mit großer Geschicklichkeit im Bürger- und Bauernstande das Misstrauen und die Erbitterung gegen die Junkerei erfolgreich aufwühlte. Das kam ihm sofort sehr zu statten bei der Abwehr einer von außen her drohenden Gefahr.

Dänemark hatte, falls der Ausdruck gestattet ist, den Stiel umgedreht, d. h. es wollte thun, womit es der Schwedenkönig mehrmals bedroht hatte. Im Bunde mit Russland unternahmen die Dänen einen Einfall in Schweden. Am 26. September überschritten sie, von Norwegen her, die Gränze, nahmen Strömstad und rückten auf Gothenburg. In dieser Bedrängniß fand nun Gustav die guten Eingebungen, die Klugheit, die Thatkraft seiner besten Jugendjahre für eine Weile wieder. Er flog nach Dalekarlien und sammelte, wie weiland Gustav Wasa gethan, mittels der Macht seiner Rede die streitbaren Dalkerle um sein Banner. Er brachte überall das schwedische Vaterlandsgefühl in Wehr und Waffen. Er machte von Karlstad aus und dem östlichen Ufer des Wenersee's entlang einen Gewaltritt, wie solche nur der zwölfte Karl gemacht hatte, um sich nach Gothenburg zu werfen und diesen wichtigen Platz gegen die dänischen Belagerer zu halten. Dies gelang und so hatten dann die vonseiten Englands und Preußens angestrengten Friedensvermittelungsversuche um so rascheren Erfolg. Am 9. Oktober kam ein Waffenstillstand zustande und das Resultat weiterer Verhandlungen war, daß Dänemark versprach, während des Weiterganges vom schwedisch-russischen Kriege neutral zu bleiben und Frieden zu halten.

Dies gewonnen, sann König Gustav darauf, für die Schmach von Fredrikshamm sich Genugthuung zu schaffen und an den Anjala-Bündlern seine Rache zu nehmen. Nicht wird ihn darum tadeln, wer da weiß, daß gute Instinkte und schlechte Leidenschaften die bewegenden Motive des Trauerlustspiels „Weltgeschichte“ sind. Er wollte sich, den genannten Zweck und nebenbei noch etliche andere zu er-

reichen, der Reichstagsmaschinerie bedienen, deren Räder tüchtig zu schmieren er nicht vergaß: — nämlich die Leithämmel des Pfaffen- und Bürgerstandes, maßen er der bäuerischen dermalen ohnehin sicher zu sein glaubte. „Der König" — berichtet der englische Gesandte Keene im December 1788 nach Hause — „benützt jede Gelegenheit, den Groll des Volkes gegen den Adel aufzustacheln. Da er zudem dermalen eine Summe von 500,000 Gulden, welche er in Holland entlehnte, in Händen hat und damit unter der Geistlichkeit und den Bürgern sich viele Freunde machen kann, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er den bevorstehenden Reichstag nach seinem Willen lenken wird."

Der Reichstag wurde am 2. Februar 1789 zu Stockholm eröffnet, ein Vierteljahr vor dem Zusammentritt der französischen Reichsstände zu Versailles. Der Adel fand schon in des Königs Thronrede eine Kriegserklärung auf Leben und Tod und nahm sofort den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Gustav, der Zustimmung der drei übrigen Stände gewiß, hatte sich für Nothfälle noch eines handfesteren Rückhalts versichert, indem er drüben bei Drottningholm etliche Tausende von Dalkerlen versammelte, um sie, wie er sagte, in den Waffen üben zu lassen. Er entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit, laborirte allerhöchst-eigenhändig in der konstitutionellen Apotheke, kochte alle die bekannten Bestandtheile der parlamentarischen Mixtur zusammen, schmeichelte und schalt, streichelte und kratzte, zog nacheinander alle Register seiner wohlgestimmten Rednerorgel. Umsonst, die Junker hielten ihre Opposition gegen die königlichen Vorschläge entschieden aufrecht. Demzufolge gab Gustav — er war ja auch ein Autor! — eine zweite verbesserte Auflage vom 19. August 1772 heraus, und zwar am 20. Februar 1789. Zur Mittagsstunde nämlich wurden die Grafen Fersen, Brahe, Horn, der Freiherr de Geer und andere Vorfechter des Junkerthums verhaftet, nachdem der Befehl zur Verhaftnahme der Bündler von Anjala schon früher nach Finnland ergangen war. Fersens und seiner Mitverhafteten jedoch wollte der König sich nur für so lange

entledigen, bis die Reichstagskomödie zu Ende gespielt wäre. Die Herren wurden daher einen Monat lang im Schlosse Fredrikshof in bequemer Haft gehalten und dann freigelassen. Die Verräther und Meuterer in Finnland, so weit man ihrer habhaft werden konnte, traf ein härteres Loos. Sie wurden kriegsgerichtlich zum Tode, zu lebenswieriger Haft oder Verbannung verurtheilt; doch ließ Gustav, welcher durchaus kein Blutmann war, nur an Einem den Todesspruch vollziehen, an dem Obersten Hästesko.

Man muß es dem schwedischen Adel zum Lobe nachsagen, daß er in dieser Krisis den Muth der Ueberzeugung bewährte. Das „Ritterhaus" verharrte auch der Gewaltthätigkeit des Königs gegenüber bei seinem parlamentarischen Widerstande, bis zur äußersten Möglichkeit, d. h. so lange, bis Gustav am 27. April mittels einer aus Lug und Trug und Gewalt widerlich gemischten Gaukelei die scheinbare Zustimmung des Ritterhauses zu seinen Wünschen und Vorschlägen geradezu erschwindelte. So gelangte er denn zu dem gewünschten Resultate des Reichstags, dazu nämlich, daß an die Stelle der im Jahre 1772 oktroyirten Verfassung die sogenannte „Vereinigungs- und Sicherheitsakte" vom 21. Febr. 1789 trat, kraft welcher die Adelsprivilegien zum Vortheil der übrigen Stände beträchtliche Beschränkungen erlitten, die königliche Gewalt aber thatsächlich nicht nur, sondern auch, unter ganz dünner Verschleierung, förmlich zur unbeschränkten gemacht wurde. Der Adel verschwand demzufolge so zu sagen von der schwedischen Staatsbühne; aber nur, um im Dunkel des Privatlebens über seinen Beschwerden zu brüten, Komplotte zu spinnen und Mordgewehre zu laden.

Die Kräfte des Reiches in seiner Hand zusammenfassend, hat nun König Gustav in den beiden folgenden Jahren den Krieg gegen die Zarin mit wechselnden Erfolgen in Finnland geführt. Das Beste, was die Schweden während des

ganzen Krieges zuwegebrachten, war ihr in der mörderischen am 9. Juli von 1790 in der Bucht von Swenskesund geschlagenen Seeschlacht über die übermächtige russische Flotte errungener Sieg, welcher Katharina die Zweite die beabsichtigte Verschluckung von Schwedisch-Finnland vorderhand noch vertagen machte. An diesem Tag ist auch der Heldentraum Gustavs des Dritten einmal glänzende Wirklichkeit gewesen [1]). Die Zarin, zur gleichen Zeit in einen alle Kräfte Russlands in Anspruch nehmenden Türkenkrieg verstrickt — auch die armen Türken wollten sich nicht ohne weiteres verschlucken lassen — beeilte sich, dem Schwedenkönig mit Friedensanträgen entgegenzukommen, welche auszuschlagen Gustav denn doch nicht genug Don Quijote war. Hatte ihm doch der ganze Verlauf des Krieges gezeigt, daß die gustavische Phantasie, in der petersburger Kathedrale ein schwedisches Siegestedeum anzustimmen und in Peterhof schwedische Damen zum Tanze zu führen, nicht so leicht zu verwirklichen wäre. Zu Werelä am Kymene wurden Unterhandlungen eröffnet und gelangte der Friedensvertrag, kraft dessen die Beziehungen zwischen Russland und Schweden auf den Zustand vor dem Kriege zurückgeführt wurden, schon am 14. August zum Abschluß.

Mit diesem Ausgange der unersprießlichen dreijährigen Rauferei war für Gustav, nachdem er „mit leidlichen Ehren", wie man zu sagen pflegt, die Pfote aus dem Dreck herausgezogen hatte, die Möglichkeit aufgethan, die Wunden, welche der Krieg seinem Lande geschlagen, zu heilen und überhaupt einmal nicht allein den König zu spielen, sondern auch in Wahrheit ein rechter Regent zu sein, ein eifriger Wächter von Recht und Gerechtigkeit, ein redlicher Fürsorger und wirklicher Kulturförderer, ein weiser und gewissenhafter Staatswirth. Von alledem war aber keine Rede. Dazu

1) Eine sehr anschauliche Schilderung der swenskesunder Seeschlacht gibt der Bericht des Franzosen Cazalès, welcher auf schwedischer Seite Augenzeuge und Mitkämpfer war. Herrmann hat diesen Bericht aus dem berliner Generalstabsarchiv mitgetheilt in Raumers Histor. Taschenbuch für 1857, S. 477 fg.

hätte es ja des Ernstes, der Hingebung und Selbstverleugnung, der Ausdauer und schlichten Pflichterfüllung bedurft, und woher sollte ein von Eitelkeit missduftender Theaterkönig, welchem die Komödianterei zur Natur geworden, die Eigenschaften, die Geduld, die Beharrlichkeit nehmen, zu thun, „was frommet und nicht glänzt“? Gustav ist, wie alle lüderlichen Halbgenies es sind, durchweg ein Mensch der Anläufe gewesen, welcher von jener Arbeitsfreude, von jener —

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört“ . . .

gar keine Vorstellung und für seine wirkliche Schuldigkeit gar kein Gefühl hatte. Alles in allem ein bloßer Gaukler, dem Lobhudelgedudel eines „königischen“ Ernst Moritz Arndt zum Trotz.

Statt daheim zu thun, was nöthig und was ihm oblag, griff der jetzt vierundvierzigjährige Phantast alsbald mit seinen Träumereien wieder ins Weite und Blaue hinaus. Eine Don-Quijoterie größten Stils ward ausgeheckt: — ein Kreuzzug gegen die französische Revolution und für die absolute Fürstendespotie. Soweit war der Mann heruntergekommen, welcher vor Zeiten einer der Personen seines „Gustav Wasa“ die Worte in den Mund gelegt hatte: „Glaube, es gibt eine Macht, welche mehr vermag als des Glückes wandelbare Gunst und gekaufte Soldatenscharen, eine Macht, welche auch schwache Kräfte ins Uebermenschliche steigert, waffenlose Kinder über Helden siegen lehrt und je mehr unterdrückt, desto gewaltiger sich erhebt. Die Liebe zur Freiheit ist's [1])!“ Man thut jedoch dem Könige vielleicht unrecht, wenn man die Aushecknng seines antirevolu-

1) „Tro att det gifs en makt, som mera gälla plär
Än ödets lösa uåd och krigkarna köpta här,
Som öfver mensklig krets den svagas dygder höjer,
Som vapenlösa barn på hjeltar segra lär,
Och som ju mer hon quäfs, dess större utbrott röjer.
Det kärleken för frihet är.“

tionären Kreuzzugsschwindels einzig und allein seiner Eitelkeit und Abenteuerlichkeit auf Rechnung setzt. Denn die französische Revolution beseitigte ja unter andern Herrlichkeiten des Ancien Régime auch die Verschleuderung der französischen Staatsgelder und setzte den allerchristlichsten König und seine schöne Königin außerstandes, unter dem Titel von Subsidien der Majestät von Schweden alljährlich ein Almosen von vier bis fünf Millionen zuzustecken. Das Ausbleiben dieses Almosens musste natürlich besagter Majestät sehr unliebsam sein und so darf man mit Bestimmtheit sagen, daß der beabsichtigte Kreuzzug das Reale mit dem Idealen, das Nützliche mit dem Angenehmen, das Praktische mit dem Poetischen verbinden sollte.

Aber der ganze Schwindel wird faulfischstinkend, wenn man zusieht, wasmaßen er ins Werk gesetzt werden wollte. Mit Hilfe Katharina's der Zweiten nämlich. Die abenteuerliche Politik Gustavs des Dritten schlug plötzlich einen Purzelbaum und legte sich dann graziös huldigend zu den Füßen der Zarin nieder. Anders kann man diese Wendung der gustavischen Unpolitik, welche eben noch Russland auf Leben und Tod bekämpft hatte und jetzt ganz verrusst sich gebärdete, doch kaum bezeichnen. Die süßen Freundschaftsbriefe, welche der König und die Zarin zu dieser Zeit einander schrieben, sind geradezu ekelhaft. Sie freilich, die große Ränklerin, s i e war keine Phantastin; sie wusste, was sie wollte, und hat daneben mit der Don-Quijoterie Gustavs ihren souveränen Spaß getrieben.

Jedermann weiß oder könnte wenigstens heutzutage wissen, daß der Kreuzzug gegen die französische Revolution ein katharinischer Pfiff und Puff gewesen ist. Daß Gustavus Phantastikus sich für diese Thorheit begeistern ließ, kann nicht verwunderlich erscheinen, so man bedenkt, daß ja auch Oestreich und Preußen in dieselbe sich hineinhumbugsiren, hineinkatharinisiren zu lassen bukolisch-poetisch genug waren. Die Kaiserin-Katze hetzte Preußen und Oestreich gen Westen in den „heiligen“ Krieg für Thron und Altar, damit s i e derweil im Osten die arme Maus Polonia in aller Be-

quemlichkeit vollends zerreißen und verschlingen könnte[1]). Ein prächtiges Intrikenstück! Eine weltgeschichtliche „Comedia de capa y espada!“ Die Völker zwar verbluteten sich daran, aber wozu wären denn diese armen Teufel von Völkern überhaupt da, wenn nicht dazu, zeitweilig zum Vergnügen allerhöchster Herrschaften einander gladiatorisch zu martern und zu morden?

Im Sommer von 1791 reis'te Gustav in die Bäder von Aachen und Spaa, unterwegs in Mecklenburg, Braunschweig und anderwärts mit französischen Emigranten, päpstlichen Nuntien und ähnlichem Ungeziefer zu konferenzeln. Der Zweck dieser Konferenzen und seiner ganzen Festlandsreise war, sich nach Mitteln und Wegen zur Verwirklichung seines mit der Zarin vereinbarten Kreuzzugsplans — wie mag bei Entwerfung desselben Katharina in sich hineingelacht haben! — umzusehen und umzuthun. Dieser Plan — eine pure Phantasterei, versteht sich — ging dahin, daß eine aus Schweden und Russen zusammengesetzte Armee von 30,000 Mann, natürlich unter Führung des Schwedenkönigs, nach den Küsten Frankreichs segeln und dort in einem Paris möglichst nahegelegenen Hafenplatz landen sollte, um mit den die französischen Gränzen überschreitenden Heeren der übrigen Verbündeten, zunächst Sardiniens und Spaniens, zugleich auf die französische Hauptstadt loszugehen und daselbst den umgeworfenen absoluten Königsthron nebst Altar wieder aufzurichten.

---

1) Katharina sprach das ihren Vertrauten gegenüber mit kynischer Offenheit aus. So gegenüber von Chrapowicki: — „Je me casse la tête, um den wiener und berliner Hof in die französische Angelegenheit hineinzubringen.“ Noch deutlicher gegenüber dem Vicekanzler: „Die Höfe verstehen mich nicht.“ (Ja wohl!) „Ai-je tort? Il y a des raisons qu'on ne peut pas dire; je veux les engager dans les affaires, pour avoir les coudées franches. Ich habe viele unfertige Unternehmungen und es ist nöthig, daß sie (der wiener und der berliner Hof) anderwärts beschäftigt seien, um mich nicht zu stören.“ Chrapowicki's Memoiren, angef. bei Ssolowjeff, 258, Anm.

Der königliche Abenteurer und ritterliche Kreuzzügler in spe musste aus der hochfliegenden Traumregion, allwo er sich in der vorweggenommenen Rolle des Ritters und Retters einer durch den Drachen Revolution bewachten und bedrängten Königin selbstbespiegelte, leider wieder in die prosaische Wirklichkeitsgegend herabsteigen, allwo es heißt: Ohne Geld lässt sich nichts machen. Zwar hatte eine honigsüß schreibende Zarin Katharina auch so etwas von an ihren Freund — („Dupe“, denkt sie)[1] — zu bezahlenden jährlichen Subsidien hingeworfen und sogar von 2 Millionen Rubeln, welche alsogleich bar und blank von Petersburg nach Stockholm geschickt werden sollten. Allein so etwas sagt man, thut es jedoch nicht, wenn man eine superlativische Zarin ist. Folglich musste Gustav daran denken, die zu den Kreuzzugsrüstungen und zu sonst noch allerhand nöthigen Gelder aus den armen schwedischen Taschen herauszuklopfen. Da nun die Schweden trotz der Staatsstreiche von 1772 und 1789 noch immer der altmodischen Ueberzeugung lebten, zur Taschenfegung bedürfte der König einer Bewilligung des Reichstags, so blieb nichts übrig, als mit möglichst guter Miene das Widerwärtige hinzunehmen und einen Reichstag zu berufen. Nur nicht nach Stockholm, dessen Bewohnerschaft dermalen nicht mehr gut gustavisch gesinnt, sondern sehr widerhaarig gestimmt ist, so widerhaarig, daß sie aufjubelte, als aus dem Reichstagswahlkampf innerhalb ihrer Mauern ein entschiedener Oppositionsmann als Sieger hervorging. Darum berief Gustav den Reichstag in das abgelegene Hafenstädtchen Gefle, woselbst er am 24. Januar von 1792 die Versammlung mit einer pomposen Theaterkönigsrede eröffnete.

Es war in und um Gefle auch viel Soldaterei entfaltet worden, um die reichstägliche Opposition einzuschüchtern oder, wo nöthig, mit Gewalt niederzuschlagen. Allein im

---

1) Wie die Zarin den Schwedenkönig werthete, zeigen am deutlichsten ihre während des schwedischen Krieges an Potemkin geschriebenen Briefe. In einem derselben (vom 13. Mai 1790) steht wörtlich: „Der Schwedenkönig jagt überall umher wie ein tollgewordener Kater.“

entscheidenden Augenblicke scheint dem Könige das Herz versagt zu haben, einen dritten Staatsstreich zu machen. Und doch konnte nur ein solcher vielleicht zum Ziele führen. Denn die Verhandlungen zu Gefle zeigten bald, daß die französische Revolution mit ihren weltumspannenden Gedanken-Armen auch nach Schweden hinaufgegriffen habe. Zwar waren die Vertreter der Bürger- und Bauerschaft, ja sogar die der Geistlichkeit willig, dem König in allem und jedem gegen den Adel beizustehen; allein von der eigentlichen Herzensangelegenheit Gustavs, nämlich von einer neuen Anleihe von 10 Millionen Thalern „zur Ausführung gewisser Pläne", wollten auch die Geistlichen, die Bürger und die Bauern schlechterdings nichts wissen. Es war natürlich ein öffentliches Geheimniß, daß die „gewissen Pläne" auf Wiederherstellung der königlichen Despotie in Frankreich abzielten, und dieser Umstand steigerte die in den Gemüthern brodelnde Gährung bedeutend und verschärfte den Widerstand gegen die Wünsche des Königs. Die Rede, womit er am 24. Febr. den gänzlich unfruchtbaren Reichstag schloß, war eine elende Gaukelei. Er schwatzte davon, daß, während „ein fanatischer Schwindel beinahe alle Länder erschütterte", er sich ganz auf „die Ergebenheit" des Reichstages und die „großmüthige Denkungsart" der Nation verlassen könnte. Und doch war die Stimmung im Reichstag allmälig ganz gewitterschwül unheimlich geworden und hatte Gustav auch aus der Hauptstadt Botschaften empfangen, daß daselbst die allgemeine Unzufriedenheit immer bedenklicher sich äußerte.

Ein dräuendes Gewitter hatte sich am Staatshimmel Schwedens zusammengeballt, keine Frage; aber nicht in einem popularen Wolkenbruch sollte es sich entladen, sondern in einem aristokratischen Mordblitz.

Die Junker hatten von Gefle die Gewißheit mitweggenommen, daß es mit dem Könige bergab ginge; aber auch die Besorgniß, daß derselbe damit umginge, der Aristokratie in Schweden so oder so den Garaus zu machen. Letztern wahrscheinlich mit Beihilfe der Bürger und Bauern, denen die adeligen Privilegien als Pfand und Draufgeld

ihres Bundes mit dem absoluten Königthum hingeworfen werden sollten; vielleicht aber mittels bloßer Soldatenbrutalität, deren Möglichkeit jedoch sehr fraglich, maßen die überwiegende Mehrzahl der Officiere widergustavisch gesinnt war. Alles zusammengehalten, hätte der Adel die Entwickelung der Dinge ruhig abwarten können. Denn der König hätte, wenn auch vielleicht den Muth, doch schwerlich die Werkzeuge gefunden, daheim in Schweden alles durchzuführen, was durchgeführt werden musste, um ihm einen Versuch der Verwirklichung seines Kreuzzugstraumes zu ermöglichen. Allein schon war an die Stelle kaltblütiger Erwägung die Leidenschaft getreten und sie wurde von geschickten Händen zur immer höher lohenden Flamme aufgeschürt und angeblasen.

Die Staatsumwälzung Frankreichs sandte ihre elektrischen Schläge über ganz Europa hin. Wurden durch diese Entsendungen der kolossalen in Paris arbeitenden Batterie doch sogar die guten Deutschen, diese abstrusen Literaturmenschen und abstrakten Kunstduseler, was sie dazumal gewesen sind, da und dort so empfindlich getroffen, daß sie aus ihrem Dusel emporfuhren und schier so thaten, als wollten sie fürderhin nicht mehr im Traumland Abstraktoria leben. Droben in Schweden aber wickelte sich aus den Gährungen der Zeit jenes eigenthümlich-nordische, in der Geschichte der skandinavischen Völker so oft wirksame Element und Motiv heraus, jener gefrorene Haß, welcher dem weißglühhitzigen des Südens an Fanatismus nichts vorgibt. Dieser im schwedischen Junkerthum schon lange arbeitende Haß hatte das Verderben König Gustavs beschlossen und war in Gestalt eines Komplottes der Ausführung dieses Beschlusses nahe und näher gerückt.

Daß im schwedischen Adel eine unmittelbar gegen die Person des Königs gerichtete Komplott-Tendenz seit langem vorhanden gewesen, hatte schon der Anjala-Bund sattsam erwiesen. Allein es dürfte aktenmäßig nie zu beweisen sein, wer zu dem Mordkomplotte, welches zur Zeit des Reichstags von Gefle zur Reife gedieh, den Keim gepflanzt habe. Aktenmäßig nie zu beweisen, wohlverstanden! Denn keine

Geschwornenbank würde nach von dem öffentlichen Ankläger geführtem Indicienbeweise anstehen, als solchen Keimpflanzer den Freiherrn und Generalmajor Pechlin schuldigzusprechen. Der alte, zweiundsiebzigjährige Fuchs war der hartgesottenste Aristokrat in Schweden. Eine wahre Sohllederseele von Junker! Sein Haß gegen Gustav war seit dem Staatsstreiche von 1772 ein tödtlicher, aber wie ein vergifteter Dolch in der Sammetscheide kluger Zurückhaltung versteckt. Dieser Mann von stahlfesten Nerven hat „den Schnittern das Kornfeld gezeigt und die Sicheln geschärft“. Er hat das junkerliche Mordkomplott zu Faden geschlagen, aber ohne dabei die Hände zu zeigen. Er ist einer jener dämonischen Pfiffici Pfiffikorum gewesen, welche es verstehen, mittels eines Augenzwinkerns, eines Kopfnickens, einer Handbewegung, eines hingeworfenen Wortes die Menschen zu bösen Thaten zu treiben und nachher achselzuckend zu sagen: „Wie Dummköpfe einen doch missverstehen können!“ Es kennzeichnet den greisen Schurken, daß er von vornherein sorgsam darauf Bedacht nahm, in keinem Falle gesetzmäßig überführt werden zu können, indem er, den Buchstaben des Gesetzes über Zeugenbeweis im Auge haltend, niemals zweien zugleich seine Gedanken, Wünsche und Rathschläge letzter Instanz andeutete. Neben und mit Pechlin handirten bei Schaffung des Komplotts der Freiherr Thure Bjelke und die beiden Junker und Brüder Kanzleirath und Sekretär Engeström. Bjelke hat sich nach losgegangenem Mordklapf und angehobener Untersuchung selber mittels Giftes hingerichtet.

An seiner Peripherie, wo der widergustavische Junkerhaß nur in unbestimmten Wünschen und Drohungen sich erging, hatte das Komplott massenhafter Betheiligung sich zu erfreuen. Vielleicht ist die Sage, wenigstens zwei Drittel des schwedischen Adels hätten von der Verschwörung gewusst und sie gebilligt, keine allzu große Uebertreibung, sondern wenigstens annähernd eine Thatsache, in welcher auch die Erklärung des Umstandes läge, daß der Mordproceß auf einen möglichst kleinen Umkreis eingeschränkt worden ist.

Man konnte ja unmöglich gegen alle Mitwisser strafrechtlich verfahren; um so weniger, da, wie ein unheimliches Gerücht raunte, ein solches Verfahren möglicher Weise bis in die königliche Familie hinein- und bis zum Bruder des Königs, dem Herzog von Södermanland, hätte hinanreichen müssen.

Die Verschwörung verengte sich koncentrisch und in ihrer Koncentration potenzirte sie sich zum Mordkomplott. Dem Centrum, wo wir die eigentlichen Attentatsgesellen, die „Schwarzen“, finden werden, sind schon sehr nahe gestanden drei Officiere: der Oberstleutnant Lilljehorn bei den Garden, der Major Hartmansdorff von den Garden und der Freiherr und Leutnant Ehrensvärd. Der Major war aus junkerlich-militärischen Gründen ein Hasser Gustavs, Lilljehorn und Ehrensvärd dagegen hatten aus der Zeitatmosphäre das revolutionäre Feuer eingeathmet. Sie schwärmten aufrichtig für die schwedische „Frihet“, welche sie sich freilich ganz anders vorstellten als dieselbe jemals gewesen war, und verabscheuten demzufolge in Gustav den „Tyrannen“.

Noch glühender webte und waltete dieses idealische Element des Komplotts in der Seele des vierundzwanzigjährigen Grafen und Majors Klas Fredrikson Horn, welcher mit dem Grafen und Kapitän Adolf Ludwig Ribbing und dem Kapitän Jakob Johann Ankarström das Triumvirat der „Schwarzen“ ausmachte. Graf Horn, kaum ins Mannesalter eingetreten, Sprößling einer der ersten Familien Schwedens, schön von Antlitz und stattlich von Gestalt, reich und brav, liebenswürdig und geliebt, ist ein lyrischer Dichter gewesen, welcher von Gustav dem Dritten dachte wie der Brutus des Plutarch vom Cäsar und ganz in klopstockischer Weise für die französische Revolution — in ihrer ersten Phase — schwärmte, dieselbe, ganz wie Klopstock, als „die Morgenröthe eines anbrechenden neuen Welttags“ begrüßend. Er hat Lieder gedichtet — sie sind noch heute in seinem Vaterlande nicht ganz verklungen — Lieder voll süßmelancholischer Milde und Melodie, und es müsste wunder-

bar erscheinen, wie ein so weichherziger Poet dazu gekommen, in ein Mordkomplott, ja so recht in den Mittelpunkt eines Mordkomplotts zu treten, so man nicht wüsste, daß gerade in solchen „indischen Blumenseelen“ mitunter die Wollust der Grausamkeit ras't. Es ist überhaupt ein eigen Ding um die Süßen, Zarten, Sanften, Milden, um die Mimosenherzen und Mondscheingemüther! Im Verkehre mit denselben hat man nicht selten Veranlassung, des orientalischen Sprichwortes zu gedenken: „Wer das Reh im Jungle jagt, dem springt der Tiger entgegen.“ Ja, ein eigen Ding mit solchen Zephyrsäuselern und Blüthenstaubhaucherinnen! Gefährlich unter Umständen! Denn bevor du dich's versiehst, sind die lieben Liebfrauen-Milch-Brüder und linden Herz-Jesu-Schwestern unter die Mantscher und Pantscher, Mucker und Munkler der bedenklichsten Sorte gegangen. Wie warnt Hafis?

„Traue keinem Heiligen!
Süße Worte spricht er;
Aber in der Kutte steckt
Immer ein Halunke . . . .“

Nicht vom lyrischen Schlage war der Graf Ribbing. Ein stolzer, fester, entschossener Aristokrat, dessen Seele seine schöne und leidenschaftliche Mutter von Kindheit an auf dem Amboß ihres Hasses hart widergustavisch geschmiedet hatte. Sie soll dem leichtfertigen Könige Dinge zu verzeihen gehabt haben, welche ein stolzes und heißes Weib nie verzeiht, — selbst dann nicht, wann es aus einem jungen Buhlweib ein altes Betweib geworden ist. Und auf diesen angeborenen und anerzogenen Groll hatte Ribbing noch weiteren gehäuft, Parteigrimm und persönliche Erbitterung. Denn er hatte um die Hand des liebreizenden Fräuleins de Geer von Löfstad geworben, der reichsten Erbin im Schwedenland, und hatte hoffen dürfen, den Preis davonzutragen; selbst gegenüber der Mitbewerbung eines so glänzenden Nebenbuhlers, wie der Freiherr von Essen war, der Oberstallmeister und ein Günstling des Königs. Allein Essen wusste Gustavs dringende Fürsprache bei der Familie de Geer zu erlangen und der glückliche

Oberstallmeister führte die schöne und reiche Braut heim. In explodirender Wuth hatte Graf Ribbing den Freiherrn gefordert und es hatte ein Duell stattgefunden, innerhalb der königlichen „Schloßfreiheit" sogar, um deren gewaltthätiger Verletzung willen über den Herausforderer eine längere Haft verhängt worden war. Man sieht, es kochte und schäumte ein hinlänglich Maß von widergustavischem Groll und ribbingischer Rachelust in der Brust des Grafen, um es glaubwürdig zu machen, daß er der eigentliche Mordplanentwerfer gewesen sei. Gewiß ist, daß mehrere der Eingeweihten während der Procedur diesen Plan ausdrücklich den ribbingischen genannt haben. Andere freilich behaupten, Ribbing sei im Kreise der „Schwarzen" nur das Sprachrohr des alten Fuchses Pechlin gewesen, dessen Winke er in Worte übersetzt habe.

Vielen galt immerhin der Graf als der rechte Treiber innerhalb des Kreises der Verschworenen. Allein hart ihm zur Seite stand ein Mann, der entschieden keines Treibers bedurfte: — Ankarström. Dieser i. J. 1761 geborene Junker entstammte einer wallonischen, in Schweden eingewanderten Familie. Er hatte von Jugend auf Hofdienste gethan; war zuerst Page im Königsschlosse, dann Korporal in der Garde, dann Fähnrich bei den Gardes du Corps gewesen. Diese so zu sagen höfische Laufbahn hatte aber die wilden Affekte, welche in ihm arbeiteten, nicht geschweigt oder auch nur beschwichtigt. Ein schwarz- und schwerblütiger Mensch allzeit, in dessen Anschauungs- und Empfindungsweise etwas von altskandinavischer Härte und Wildheit eingegangen war, etwas von der Steinherzigkeit und Berserkerwuth nordischer Urzeit. Ein Charakterkopf, ohne Frage, und ein Mann von großer Wohlgestalt. Der Schädel von unten nach oben mächtig sich erweiternd, energisch geschlossener Mund, prächtige Nase, unter weit und schön gewölbten Brauen große dunkle Augen und darin der melancholische Metallblick des Fanatismus, in den tiefen Furchen der breiten Stirne Stimmung und Entschluß zu finstern Thaten. Auch Ankarström hatte persönliche Be-

schwerden gegen den König oder glaubte doch welche zu haben, weil er von ihm öffentlich gegen denselben ausgestoßener Schmähworte halber in Untersuchung genommen und zu einer Geld- und Gefängnißstrafe verurtheilt worden war. Gustav, zu dessen besten Eigenschaften das großmüthige Hinwegsehen und Hinweggehen über ihm persönlich angethane Beleidigung gehörte, hatte zwar den Beleidiger begnadigt; aber so, wie der Mann nun einmal war, musste die Verachtung, welche in solcher Begnadigung lag oder wenigstens liegen zu können schien, dem Stachel in Ankarströms Seele nur schärfen. Zusammengesetzt war übrigens dieser Stachel wunderlich genug aus junkerlichem Kastengeist und aus aufrichtiger Vaterlandsliebe und es untersteht keinem Zweifel, daß nicht die persönlichen, sondern die patriotischen Motive es gewesen sind, welche den Fanatiker zu seiner That getrieben haben. In Wahrheit, er sah in Gustav den bösen Genius, geradezu den Verderber Schwedens, und seit Jahren hatte er sich in die Vorstellung hineingebrütet, daß er seines Landes Befreier werden müsste, sein Leben einsetzend für die Vernichtung des Verderbers. In der Stille des Landlebens, in welche er sich, nachdem er i. J. 1783 als Kapitän seinen Abschied und dazu eine Frau genommen hatte, zurückgezogen, war dieser Gedanke zu einem Ungethüm geworden, welches sich nicht mehr halten lassen wollte. Im Winter von 1791—92 kam Ankarström nach Stockholm zurück und betheiligte sich eifrig an dem politischen Treiben seiner Standes- und Parteigenossen.

Unlange vor der Weihnacht wurde er näher bekannt mit dem Grafen Klas Horn und durch diesen dann mit dem Grafen Ribbing. Wer von den dreien das Wort „Königsmord“ zuerst ausgesprochen, ist mit Sicherheit nicht anzugeben. Jedoch liegt gar kein Grund vor, Zweifel zu setzen in Ankarströms eigene Angabe, daß er im Kreise seiner Genossen mit seiner Absicht, den König zu tödten, gar nicht heimlich gethan und bald nach der Weihnacht, wo ja durch die Verhandlungen des Reichstags zu Gefle die Aufregung und Verwirrung der Gemüther noch beträchtlich gesteigert

wurden, sich entschlossen habe, den Gedanken zur That zu machen. Die gangbare Sage, daß Ribbing und Horn ihrem Mitverschworenen die Ehre, den Streich auf Gustav zu führen, nicht gegönnt hätten, daß unter den Dreien das Loos geworfen worden und zu Gunsten Ankarströms gefallen wäre, mag einer jener Arabeskenschnörkel sein, welche die Mythenbildungssucht um derartige Thatsachen der Geschichte illustrirend herzeichnet. Fest steht, Ankarström war einer jener Männer, welche nicht lange fackeln und flunkern, sondern kurzweg sagen: „Ich thu' es!" und es wirklich thun.

Der gräfliche Lyriker Horn besaß in reizender Lage am Mälar ein Landgut und Sommerschloß, Hufvudstad geheißen. Dorthin lud er „an einem Sonntage nach Neujahr" seine beiden Genossen Ribbing und Ankarström zu einer entscheidenden Berathung, wobei es schon nicht mehr um das Was, sondern nur noch um das Wie sich handelte. Denn der schwarz- und schwerblütige Kapitän schnitt die Verhandlungen über die öffentlichen Nöthe und Sorgen kurz ab mit den Worten: „Wenn wir den König nicht loswerden, hilft alles nichts. Ich schaff' ihn weg, wo und wann sich die erste Gelegenheit dazu findet." Sollte nicht Schloß und Park zu Haga, Gustavs Lieblingsaufenthalt, die gewünschte Gelegenheit bieten? Man diskutirte die Frage, wobei Ankarström und Horn die Beschaffenheit von Haga genau erörterten. Doch fasste man auch schon das Opernhaus zu Stockholm ins Auge. Zuletzt bemerkte der Kapitän: „Meine Pistolen taugen nichts; ich muß mir bessere verschaffen." — „Oh, was das angeht, ich habe ein paar vortreffliche," sagte der lyrische Graf. — „Wollt Ihr sie mir leihen?" — — „Mit Vergnügen."

Von diesem „Sonntage nach Neujahr" an umlauerte Ankarström den König. Erst in der Hauptstadt, dann auch in Gefle, wo Gustav während des Reichstages mehr als einmal in Gefahr gewesen ist, auf einem seiner Spazierritte vom Pferde geschossen zu werden. Vielleicht geschah es nur deßhalb nicht, weil der Auflaurer der Verlässlichkeit

seiner Waffen nicht traute, da er die „vortrefflichen“ Horn'schen Pistolen in Stockholm zurückgelassen hatte, maßen eine Reinigung und Reparatur derselben nöthig befunden und dieses Geschäft dem Pistolenschmied beim königlichen Leibregiment, Andreas Kaufmann, übertragen worden war. Sobald dann der König Gefle verließ, folgte ihm Ankarström nach der Hauptstadt, wo es sein erstes war, die inzwischen ausgebesserten Pistolen bei Kaufmann abzuholen. Wenige Tage darauf erfuhr er, daß am Abend des 16. März im Opernhause eine große „Maskerade“ stattfinden sollte, welchem Vergnügen Gustav der Dritte sehr zugethan war. „Die Gelegenheit ist günstig,“ dachte der starrsinnige Attentäter und eilte zum Grafen Ribbing. „Ob der Hund von Sodomiter kommen wird?“ fragte der Graf zweifelnd. „Ich hoff' es,“ versetzte der Kapitän; „und wenn er kommt, dann . . . meine Pistolen sind bereits geladen, mit Kugeln und mit Hagel.“

Am 15. März begaben sich Ribbing und Ankarström, nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß der König den auf den folgenden Abend angesetzten Maskenball besuchen würde, nach Hufvudstad, wo sie mit Horn verabredeten, daß sie am nächsten Tage um 4 Uhr Abends in Ribbings Stadtwohnung sich treffen wollten, um die letzten Vorbereitungen zur „Maskerade“ ins Werk zu richten. Diese Zusammenkunft fand zur angegebenen Stunde statt. Graf Ribbing hatte aber unmittelbar zuvor einer andern angewohnt, beim Freiherrn Pechlin, an dessen Mittagstafel an diesem 16. März von 1792 die „Crême“ des Komplotts versammelt war. Daß hier von dem beabsichtigten Königsmorde ausdrücklich gesprochen worden, ist nicht erwiesen. Wohl aber ist erwiesen, daß des näheren darüber verhandelt wurde, was „inbetreff des Reichsregiments zu thun sein möchte“, wenn „das nahe bevorstehende Unglück eintreten sollte“. Bei dieser Gelegenheit scheint, den Aussagen des Freiherrn und Oberstleutnants Lilljehorn zufolge, der alte Fuchs Pechlin einmal aus seinem Malepartus ganz und gar herausgegangen und von der Schnauze

bis zur Wedelspitze als der oberste Leiter der Verschwörung sich gezeigt zu haben. Lilljehorn selbst wurde während der Verhandlung von Bedenken und Reue angewandelt und gab dieser Stimmung Ausdruck, indem er seine Mitrottirer beschwor, den Mordplan fallen zu lassen. Er richtete nichts aus und ließ seine Skrupel sogar soweit wieder beschwichtigen, daß er mit Pechlin und dem Kanzleirath Engeström in eine Erörterung über die Vorkehrungen einging, welche getroffen werden sollten, um „nach geschehnem Unglück" die gute alte schwedische „Freiheit" wieder heraufzuführen. Dann, nach dem Weggang aus Pechlins Hause, schlug ihn das Gewissen abermals und er beschloß sofort, dem König eine Warnung zugehen zu lassen.

Graf Ribbing ging etwas früher von Pechlin weg, um verabredetermaßen Horn und Ankarström in seiner Wohnung zu treffen. Er theilte ihnen mit, der Freiherr und Generalmajor hätte geäußert, daß, wenn die „Sache" nicht jetzt geschähe, große Gefahr der Entdeckung vorhanden wäre, da so viele Leute von dem „Ding" unterrichtet seien. „Gut; ich werd' es thun!" sagte Ankarström und ging mit Horn nach Hause, wo er alsbald seine Pistolen hervornahm und jede mit zwei Kugeln und mit Bleihagel lud. Diesen Waffen fügte er eine dritte hinzu, ein langes Messer mit schwarzem Griffe, welches er acht Tage zuvor in einer Eisenbude auf dem Ritterhausmarkte gekauft hatte. Er feilte jetzt einen Widerhaken in dasselbe und schliff die Spitze mittels eines Wetzsteins scharf. Während dieser Arbeit mag er zum Grafen Horn gesagt haben, daß er entschlossen wäre, sein Leben für die „gute Sache" hinzugeben und falls er mit dem einen seiner Pistole den König getödtet hätte, die Mündung des andern sofort gegen die eigene Stirne zu richten. Ob der finstere Fanatiker in diesen Stunden irgendwie seiner Frau und seiner vier Kinder gedacht habe, darüber ist nicht die leiseste Andeutung auf uns gekommen.

Die drei „Schwarzen" hatten bei Ribbing die Verabredung getroffen, daß sie in schwarzen Dominos auf der

Maskerade erscheinen und, hieran einander erkennend, zwischen 11 und 12 Uhr im Opernhause sein wollten. Horn kleidete sich bei Ankarström an. Dieser selbst that einen Frack an, darüber den schwarzen Domino, band eine weiße Larve vor das Gesicht und setzte einen runden schwarzen Hut auf. In die linke Brusttasche steckte er das eine Pistol und zwar mit gespanntem Hahn, das andere in die rechte Hosentasche. Das mit einem Stücke dünnen schwarzen Taffets umwickelte Messer nahm er in die linke Hand. So gerüstet, brach er um 11 Uhr mit Horn aus seiner Wohnung auf, um über den Nordermalmsmarkt nach dem Opernhause zu gehen.

3.

Der Mord.

Die Lawine des Unheils war also im Rollen und nichts mehr sollte sie aufhalten. Auch der Gewissensschrei nicht, welchen der Oberstleutnant Lilljehorn vernommen und halbwillig so befolgt hatte, daß nur eine anonyme Halbheit daraus hervorging. Zu schwach zum Guten und zu feige zum Bösen, spielt der Jesuitismus des Menschen gar gerne mit solchen Halbheiten. Die Lawinen der Geschicke rauschen achtlos darüber hinweg.

König Gustav hatte im Opernhause ein Speisezimmer einrichten lassen und pflegte dort an Theater- und Ballabenden zu soupiren. So that er auch am Abend des 16. März von 1792. Sein Oberstallmeister Essen und noch etliche begünstigte Hofleute saßen mit ihm zu Tische, während der Sal des Hauses sich allmälig mit Masken füllte und das Getöne der Ballmusik stoßweise in das königliche Zimmer herüberklang.

Es war halb 11 Uhr, als ein Diener, Peter Barck,

welcher seinen Herrn zum Opernhause begleitet hatte und jetzt unter dem Portikus stand, neugierig die ankommenden Masken betrachtend, von einem bemantelten Manne mit der Frage angetreten wurde, ob er des Königs Kammerdiener Remi kenne. „Ja, wohl kenne ich den," gab Barck zur Antwort. Worauf der Mann im Mantel: „Ihr sollt zwei Reichsthaler haben, wenn Ihr diesen für Se. Majestät bestimmten Brief da geschwinde dem Remi überbringen wollt." Peter nahm den Brief und eilte damit die Treppe hinauf. Da er aber im Vorzimmer zum königlichen Speisegemache den Kammerdiener nicht traf, übergab er den Brief einem königlichen Läufer, welcher denselben hineintrug.

Gustav saß bei seinem Lieblingsgetränke, Champagner mit Selterserwasser, und war heiter gestimmt. Lässig öffnete er den ihm überreichten Brief, welcher französisch und mit Bleistift geschrieben war, aber keine Unterschrift trug. Der anonyme Schreiber — wir wissen, daß es Lilljehorn war — warnte den König, heute die Maskerade zu besuchen, weil ihm daselbst Gefahr drohte. „Bah," sagte Gustav, den Brief in die Tasche steckend, — „wieder so ein anonymer Droh- und Warnbrief! Wenn ich dergleichen Zuschriften beachten wollte, könnte und dürfte ich nirgends mehr hingehen."

Um 11 Uhr ließ sich der König einen Domino reichen und erklärte, er wollte sich die Maskerade ansehen. Er begab sich zunächst in seine runde Gitterloge, von welcher aus er den prächtigen Theatersal, der fünf Logenreihen übereinander hatte und 2000 Zuschauer zu fassen vermochte, bequem überblicken konnte. Ob ihm, während er hier, etwa eine halbe Stunde lang, verweilte, eine Maske im schwarzen Domino mit weißer Gesichtslarve und einem hohen runden Hut irgendwie aufgefallen sein mag? Diese Maske bewegte sich langsam durch das Gewühl im Sale. Zwei andere schwarze Dominos suchten sich augenscheinlich in ihrer Nähe zu halten, und wer darauf geachtet hätte, würde bemerkt haben, daß alle drei die königliche Loge scharf im Auge behielten.

Es ging gegen Mitternacht, als Gustav seine Loge verließ und, auf den Arm seines Oberstallmeisters Essen gelehnt, in den Sal herabkam. Er durchschritt denselben, begab sich dann nach dem Foyer, kam bald wieder zurück und mischte sich mitten in das Getreibe der Maskenlust. Der Ort war voll rauschender Fröhlichkeit. Das Orchester lärmte und Scherz und Lachen scholl im Sal und in den Logen.

Der König, noch immer Arm in Arm mit Essen, schritt auf eine dichte Gruppe von Masken zu, innerhalb welcher es sehr laut und lustig herging. In diesem Augenblicke tauchten die drei schwarzen Dominos ganz in seiner Nähe auf.

Gustav schreitet vorwärts, den Oberstallmeister zu seiner Rechten. Einer der drei Schwarzen hält sich dicht im Rücken des Königs; der andere mehr rechts, als wollte er die Aufmerksamkeit Essens ablenken; der dritte naht sich von linksher, legt flüchtig seine Rechte auf die linke Schulter Gustavs und sagt mit verstellter Stimme: „Gute Nacht, Maske!"

Als wäre das ein Stichwort, macht der schwarze Domino mit der weißen Larve hinter dem Könige eine rasche Bewegung. Dann zuckt ein Pulverblitz und ein Schuß donnert durch den Sal.

Der getroffene Monarch — die Ladung des Mordgewehres ist ihm oberhalb der Hüfte in den Rücken gedrungen — sagt zu seinem Begleiter Essen: „Ich bin verwundet. Führt mich hinweg und verhaftet ihn!"

„Feuer! Feuer!" schreit es durch den Sal. In wilder Verknäuelung stürzt die Menge den Ausgängen zu und das Haus scheint unter dem wüthenden Gestampfe und Getobe zusammenbrechen zu müssen[1]).

---

1) Wie leicht begreiflich, widersprechen sich die Berichte über Gustavs Ermordung inbetreff der Einzelheiten gar sehr. Auch aus den Proceßakten ist kein durchweg genaues und verläßliches Bild der Katastrophe zu gewinnen. Ich habe mich bemüht, möglichst verbürgte Züge zusammenzustellen; kann aber auch nicht alle verbürgen. Der Ueber-

Essen hatte in dem schrecklichen Moment, als ihm sein königlicher Gönner zum Tode verwundet in die Arme sank, Geistesgegenwart genug, nach dem Lagmann und Polizeimeister Lilljensparre zu rufen und die Schließung der Salthüren anzuordnen. Dies geschehen, wurde der König in sein Zimmer hinaufgetragen, wo der erste Verband angelegt ward. Gustav behielt seine Fassung und Haltung vollständig. Ja, er vermochte sogar zu scherzen. Als er auf einer Sänfte vom Opernhause zum Schlosse getragen wurde und die ungeheure Volksmenge wahrnahm, welche voll unverkennbar leidvoller Theilnahme ihm das Geleite gab, sagte er: „Seht mal, ich bin wie der heilige Vater in Rom; man trägt mich in Procession."

Aber was ging derweil im Palaste von Gustavs Bruder, in den Gemächern des Herzogs Karl von Södermanland vor? Unheimliches, scheint es. Denn als der von Essen gesandte Hiobsbote, ohne darauf zu achten, daß man ihm in der Vorhalle des Palastes sagte, der Herzog wäre in seinem Schlafzimmer und schon seit mehreren Stunden zu Bette, in das Kabinett des Hausherrn drang, fand er diesen daselbst und zwar in voller Großadmiralsuniform. Erwartete der Herzog etwas? Hielt er sich vielleicht bereit, *seine* Rolle in dem Trauerspiele sofort antreten zu können? Nun, er hat sie dann auch wirklich angetreten; denn wenige Stunden nachher erließ der verwundete König ein Edikt, kraft dessen er seinen Bruder Karl an die Spitze der aus

lieferung zufolge war es Graf Horn, welcher dem Könige die Hand auf die Schulter gelegt und die Worte: „Gute Nacht, Maske!" gesprochen hat. In den Verhören hat freilich der arme Lyriker das gänzlich geleugnet und angegeben, er wäre, als Ankarström den Mordschuß that, „gewiß zehn Ellen von ihm entfernt gewesen". Allein der Graf hat ja auch geleugnet, daß er die Mordpistolen seinem Mitverschworenen geliehen habe, was doch als erwiesen angenommen werden muß. Eine Sage will, Graf Ribbing habe eigentlich den Mordschuß losgebrannt; denn als er die Waffe in Ankarströms Hand hätte zittern sehen, habe er sie selber ergriffen und abgeschossen. Das ist jedoch eine ganz grundlose Fabel. Ankarström war, wie Arndt mit Recht bemerkt hat, wahrlich kein Zitterer.

dem Grafen Wachtmeister, dem Grafen Oxenstjerna, dem Freiherrn Taube und dem Freiherrn Armfelt zusammengesetzten Reichsregentschaft stellte.

Die rasche Bestellung dieser Regentschaft, in welcher die scheinbare Hauptperson eine wirkliche Nebenperson gewesen ist, hat den geheimen Leitern des explodirten Junker-Komplotts einen Stein in den Weg gewälzt, über welchen sie nicht hinwegzukommen vermochten. Die von den Herren Pechlin, Bjelke, Engeström und anderen gewollte Revolution, zu welcher Gustavs Ermordung das Signal geben sollte, vergeckte, d. h. die Maßregeln, welche der tödtlich verwundete König noch zu treffen im Stande war, verhüteten die Wiederkehr der guten alten frommen „Freiheitszeit“ Schwedens. Gustav war gefällt, aber die Junker waren geprellt. Sie wagten den geplanten zweiten Akt der Mordtragödie nicht in Scene zu setzen; sie wagten auch nicht einmal eine Vorbereitung dazu, weil das Volk Stockholms und Schwedens dem vom Adel meuchlerisch getroffenen Könige alle seine Sünden verzieh und Bürger und Bauern den auf Sicherung der Thronfolge und auf Wahrung der königlichen Macht abzielenden Bestimmungen und Anordnungen des Verwundeten thatkräftige Unterstützung zu leisten entschlossen waren. Das Verderben des königlichen Hauses wurde freilich dadurch nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Die Verrücktheit Gustavs des Vierten vollendete, was die leichtfertige Komödianterei Gustavs des Dritten begonnen hatte, und am 13. März von 1809 nahm der schwedische Adel seine endgiltige Rache für den 19. August von 1772 und für den 21. Februar von 1789.

Der zum Tode verwundete König hat übrigens auf seinem vieltägigen Schmerzenslager weit mehr wahre Größe bewiesen als während seines ganzen früheren Lebens. Was nur immer ursprünglich gut und edel in ihm gewesen war, kehrte sich in diesen Leidenstagen heraus. Nicht allein mit Unverzagtheit, sondern auch mit Heiterkeit sah er dem Unvermeidlichen entgegen. Er vermochte zu scherzen und wusste mittels der Einfälle prickelnder Laune über Schmerzen

und Todesschauer sich hinwegzuhelfen. Nur einmal entfuhr ihm eine bittere Rede, der giftigen Klatschbase und Skandalchronistin Gräfin Klinkowström gegenüber, einer Tochter des Ur- und Erzjunkers Graf Axel Fersen, als sie gekommen war, am Qualbette des Königs Heuchelthränen zu vergießen. Da sagte er mit spöttischem Lächeln zu ihr: „Frau Gräfin, wie, Ihr weint? Gefall' ich Euch denn nicht, wie ich hier liege? Ihr habt das ja seit lange gewünscht und viele wünschten es mit Euch. Aber gebt acht, es kommt eine Zeit, wo man den Tyrannen Gustav zurückwünschen wird ...." Zu hohem Ruhme gereicht es dem gemeuchelten Manne, daß er bei Processirung der Verschwörer größtmögliche Milde ausdrücklich empfahl und befahl. Allerdings mag hierbei die traurige Ahnung oder vielmehr Gewissheit, daß bei der weiten Verzweigung und Verwurzelung des Komplotts vollständige Gerechtigkeitsübung ja doch unmöglich wäre, mitbestimmend gewirkt haben. Aber Gustav hat auch ausdrücklich gewünscht, daß nicht nur im allgemeinen gegen die Rottirer und Komplottirer milde verfahren, sondern daß sogar seinem Mörder Gnade zutheil werden möge, — ein Wunsch, welcher freilich keine Berücksichtigung fand und, wie die Sachen lagen, keine finden konnte.

Daß der Meuchlerschuß den König nur tödtlich verwundet hatte, statt ihn auf der Stelle zu tödten, war, wie schon angedeutet worden, für die Pechlin, Bjelke, Engeström und Mitjunker eine Störniß, die ihnen das Koncept vollständig verrückte. Aber auch der Attentäter selber wurde durch diesen Umstand ganz aus seiner Fassung gebracht. Er hat eingestanden, daß, als er bemerkte, sein Schuß habe den König nur verwundet, eine „Sinnentribulation" ihn überfiel, welche ihn vergessen ließ, die Mündung seines zweiten Pistols auf die eigene Brust oder Stirne zu richten. Er hat während des Tumults im Sale dieses zweite Pistol in eine Loge geworfen, nachdem er das losgefeuerte sammt

dem großen Messer schon zuvor hatte auf den Boden fallen lassen. Es ist bekannt, daß nachdem der Versuch, des Attentäters unmittelbar nach dem Attentat im Opernsale selbst habhaft zu werden, misslungen war, die dort aufgefundene und von dem Pistolenschmied Kaufmann sofort wiedererkannte Mordwaffe auf die Spur des Mörders und zur Verhaftung desselben führte.

Ankarström hatte keinen Versuch zur Flucht gemacht. Im ersten Verhöre bezeichnete er seine That als ein Werk persönlicher Rachsucht und wollte von politischen Motiven und Mitschuldigen nichts wissen. Diese Stellung ließ sich aber nicht lange halten gegenüber den erdrückenden Anzeichen und Beweisen vom Bestehen eines Junker-Komplotts, welche die Untersuchung von Tag zu Tag deutlicher zu Tage förderte. Der Attentäter sah sich daher gezwungen, wenigstens seine nächsten Gesellen, Ribbing und Horn, zu nennen, und die Geständnisse dieser beiden gaben dann dem Oberstatthalteramt, welches die Procedur leitete, weitere Fäden in die Hand.

Die Darlegung des Processes selbst mag billig einem neueren oder neuesten „Pitaval“ überlassen werden. Genug, am 17. April fällte das königliche Hofgericht sein Urtheil über den Hauptschuldigen und dieser Spruch lautete also: — „Weilen der Kapitän Jakob Johann Ankarström als ein geborener Schwede, der dadurch und durch seine Eidespflicht dem Könige des Reiches als Unterthan zur Treue und Huld verbunden gewesen, überführet worden, seinen König mit überlegtem Muth, aus Rachsucht, vorsätzlich, innerhalb seines Burgfriedens ermordet zu haben, so hält das königliche Hofgericht dafür, daß, vermöge des Kap. 4, §. 1 des Titels von Missethaten und der Gesetze wegen Schärfung der Strafe bei vorzüglich groben Verbrechen, dieser grimmige Missethäter, Johann Jakob Ankarström, welcher durch einen solch argen Vorsatz und dessen abscheuliche Ausführung alles bürgerliche Ansehen, Ehre und Würde abgelegt und des adeligen Standes sich unwürdig und verlustig gemacht hat, dieser unerhörten Missethat wegen zum

allgemeinen Schrecken und Abscheu solchergestalt bestraft werde, daß er erstlich auf drei verschiedenen Märkten (Ritterhaus-, Heu- und Neumarkt) drei Tage nach einander zwei Stunden am Schandpfahl stehen solle, mit einer über seinem Kopfe befestigten Tafel mit der Aufschrift: Der Königsmörder Jakob Johann Ankarström — ; daß er jedesmal, nach verflossenen diesen Stunden, vom Büttelknecht mit fünf Paar Ruthen und mit jedem Paar mit drei Hieben gestrichen werde; daß er endlich, nach vorhergegangener Bereitung zum Tode, zum Galgenplatz geführt werde, die rechte Hand und den Kopf verliere und dergestalt auf's Rad gelegt werde, daß Hand und Kopf auf einen Pfahl gesteckt, der übrige Körper aber auf vier Räder gelegt werde. Auch sollen alle fahrenden und liegenden Güter des Mörders der Krone anheimfallen. Ueberdem soll sowohl am Galgen als am Rack des Packaremarktes eine Tafel befestigt werden, worauf vermerkt ist, wie der Königsmörder Ankarström im Jahr 1792 verurtheilt und bestraft worden."

Dieses Urtheil ist mit allen seinen barbarischen Einzelheiten vollstreckt worden, ohne daß die Nerven des gemarterten Mannes ihm versagten. Standhaft ist er bis zuletzt dabei verharrt, daß er in Gustav dem Dritten den Feind, den Unterdrücker und Verderber des Vaterlandes getödtet habe [1]).

---

1) Der schwedische Novellist Crusenstolpe hat in seinem historischen Roman „Der Mohr" (Bd. 4, Kap. 17) folgenden Zug als historisch verbürgt, welcher, falls er das wirklich wäre, wieder einmal recht deutlich zeigen würde, daß, wie im shakspeare'schen Trauerspiel, so auch in der „Weltgeschichte" dem Tragischen das Komische auf die Fersen tritt und Klown, Harlekin und Hannswurst vor den Augen Melpomene's ihre Späße machen. Unmittelbar nach der Hinrichtung Ankarströms erschien nämlich, dem genannten schwedischen Autor zufolge, in Stockholm ein Holzschnitt, welcher den Attentäter während seiner Ausstellung am Pranger darstellte. Der Holzschnittdrucker musste Tag und Nacht drucken, so begehrt war das Bild. Bei dieser hastigen und gewaltsamen Abnutzung zersprang die Holzplatte. Woher in der Geschwindigkeit eine neue nehmen? Eine neue war nicht zu beschaffen, wohl aber eine alte. Zwar nicht eine mit Ankarströms, aber doch eine mit — Luthers Bildniß. Diese schnitzelte der Holzschneider etwas zurecht, setzte die In-

Auch über Ribbing, Horn, Lilljehorn und Ehrensvärd ergingen Todesurtheile. Der Regent jedoch, Herzog Karl von Södermanland, begnadigte die Viere zur Verbannung und sie sind dann, etliche erst nach langen Jahren, in der Fremde gestorben und verschollen. Der alte Fuchs Pechlin und der Kanzleirath Engeström kamen mit lebenswieriger Festungshaft davon ....

Gustav der Dritte aber war seinem Mörder im Tode vorangegangen. Der kalte Brand seiner Wunde brachte ihn um und in seinem siebenundvierzigsten Lebensjahr am Vormittag des 29. März 1792 ist er von der Weltbühne abgetreten. Denn es mag wohl nicht unpassend sein, den Hingang gerade dieses Königs also zu bezeichnen. Hätte er doch, wie vormals der sterbende Oktavianus Augustus gethan, in seiner letzten Stunde an seine Freunde die Frage thun dürfen: „Ecquid videretur mimum vitae commode transegisse?“ Zweifelhaft ist freilich sehr, ob die Freunde, wenn sie hätten ehrlich sein wollen, die Rolle des Theater-Königs als eine gutdurchgeführte zu beklatschen berechtigt gewesen wären. Immerhin war der arme eitle Gustav, was man einen „denkenden Schauspieler“ nennt, und das ist schon etwas, — vorausgesetzt, daß überhaupt „etwas“ ist an und in diesem Schaum und Traum, von welchem da geschrieben steht beim Evangelisten vom Avon: —

„Ein Schatten nur,
Der wandelt, ist das Leben, weiter nichts;
Ein armer Komödiant, der auf der Bühne
Sein Stündchen stelzt und große Worte macht,
Worauf man weiter nichts von ihm vernimmt;
Ein Märchen ist's, erzählt von einem Schwachkopf,
Voll wilden Wortschwalls, doch bedeutungsleer.“

schrift: „Der Königsmörder Ankarström“ über den Kopf des Reformators und druckte dann lustig weiter, eine Menge von Luther-Ankarströmen.

Gefängnißleben zur Schreckenszeit.

All these things
Tell of a race that nobly, fearlessly . . . .
Honour be with the dead!

Felicia Hemans.

1.

Es ist unnütz, sie zu preisen, und es ist kindisch, sie zu schmähen, die große Revolution. Sie war, wie sie sein musste; ihre Wirkungen entsprachen ganz genau ihren Ursachen, wie Blitz und Donner den ihrigen entsprechen. Man kann sie auch nicht mehr eine „Sphinx" heißen, denn die historische Analyse hat ihre Motive bis zum größten und bis zum kleinsten bloßgelegt und klargemacht. Wir wissen, was sie wollte, was sie erreichte, wie sie irrte, wo sie fehlte. Wir kennen ihre titanische Tendenz, bewundern ihre gigantische Kraft, segnen ihre unvergänglichen Schöpfungen und verdammen ihre Verbrechen. Und dennoch ist etwas Geheimnißvolles in diesem erhabenen Trauerspielakt der Weltgeschichte, etwas, das mit der unwiderstehlichen Macht eines grandiosen Naturphänomens wirkt, dessen Gesetz noch nicht gefunden ist. Sollte es vielleicht der Riesenodem der Leidenschaft, welcher dieses Drama schwellte, sollte er es sein, der demselben diesen magischen Reiz, diese unvergleichliche Theilnahmeweckung verleiht?

Oder werden wir, je mehr wir die Revolution in ihren Ursachen, Wirkungen und Folgen, in ihren Triumphen und Verirrungen begriffen zu haben glauben, nur um so mehr von dem Gefühle der Unbegreiflichkeit dieser Erscheinung angefasst? Mir selber, der ich mich viel damit beschäftigte und auch einiges zur Berichtigung des Urtheils über die Menschen und die Ereignisse der großen Katastrophe beigetragen zu haben glaube, mir selber ist, so oft ich mich in die Revolution versenke, als stände ich wieder vor der bekannten Medusa Rondanini in München, deren tödtliche Schönheit jeden Empfänglichen mit Entzücken zugleich und mit Grauen durchschauert. Oder auch empfinde ich, die Revolutionstragik in ihrer Ganzheit fassend, den gewaltigen Schlageindruck, welchen unser Dichter von der „Macht des Gesanges" ausgehen lässt:

„Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt und jede Larve fällt."

Das ist's! Alle Larven fielen und die Personen des weltgeschichtlichen Drama's sprachen und handelten, wie sie waren, in ihrer ganzen Größe und in ihrer ganzen Blöße. Alles, was menschlich und was bestialisch im Menschen, kam ohne Maske, ohne Schminke und ohne Feigenblatt zum Vorschein. Helden und Heldinnen, Narren und Närrinnen, Schurken und Schurkinnen, Fanatismus und Berechnung, Begeisterung und Selbstsucht, Weisheit und Thorheit, Tugend und Laster, sie spielten nach der Natur, ganz nach der Natur, und äschyleischen Heroen und sophokleischen Heroinen zur Seite tölpelten shakspear'sche Clowns und rissen rabelais'sche Panurge ihre Zoten.

Sie ist immer noch nicht geschrieben, die Geschichte dieser Revolution, wie sie geschrieben sein könnte, sollte, müsste.

Aber freilich, wer so sie schreiben wollte, müsste mit dem Gewissen des Tacitus die Phantasie Dante's und mit dem Genie Shakspeare's die Kühnheit des Aristophanes vereinigen. Bis ein solches „Ungeheuer von Vorzügen" dermaleinst kommt, mag es gerathen sein, diese und jene Seite des großen, nie zu erschöpfenden Gegenstandes unbefangen zu untersuchen und mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit darzustellen, falsch Beleuchtetes in ein besseres Licht zu rücken, gäng und gäbe Irrthümer als solche zu signalisiren und also auch in weitern Kreisen einer richtigen Anschauung und Würdigung einer Epoche Bahn zu brechen, welche die Menschen so viel lehren könnte und würde, falls sie sich nur belehren lassen wollten.

Da hat man z. B. aus den Einzelheiten des pariser Gefängnißlebens während der Herrschaft des „Schreckens" (1792 bis 1794) einen Schauderroman zusammengekleistert, welcher ganz geeignet war, Unwissenden die Haare sträuben zu machen. Lasst uns nun zusehen, wie es sich damit in der Wirklichkeit verhielt. Selbst wenn wir auf den Umstand, daß wir als auf unser Quellenmaterial fast durchweg auf die Erzählungen von Gefangenen angewiesen sind, welche sammt und sonders in höherem oder geringerem Maße Feinde der Revolution gewesen sind, nicht das Gewicht legen, welches wir von rechtswegen darauf legen könnten, selbst dann wird sich als geschichtliche Wahrheit ergeben, daß die „Teufelin Revolution" auch in dieser Richtung bedeutend viel schwärzer gemalt worden ist, als sie war. Es ist ihr das auch anderweitig sattsam widerfahren. Ist es doch Historikern vom gewöhnlichen Schlage nie eingefallen, über die Thatsache nachzudenken oder derselben auch nur zu erwähnen, daß manche der Schlachten Napoleons, z. B. die an der Moskwa, mehr Menschen hingerafft hat als das ganze Schreckensregiment der Revolution. Aber freilich, Napoleon war ein gekrönter Kaiser und — das übrige mag sich der Leser denken oder auch nicht denken, wie es ihm beliebt.

Es ist wahr, während der Schrecken regierte, strotzten

die pariser Kerker von Gefangenen. Die Zahl von achttausend mag die regelmäßige gewesen sein [1]). Es ist wahr, daß über allen diesen Tausenden beständig das Fallbeil schwebte. Es ist wahr, daß sich der Schrecken mit dem unauslöschlichen Schandmale befleckte, auch Frauen und Mädchen um ihrer politischen Meinungen willen eingekerkert und hingerichtet zu haben. Es ist endlich wahr, daß in diesem oder jenem der Gefängnisse die Insassen mit Strenge, in einzelnen Fällen auch mit Härte behandelt wurden. Aber eben so wahr ist, daß von einer raffinirten Kerkerpein im ganzen und großen gar keine Rede gewesen ist. Von einem System, die Gefangenen zu quälen, ist keine Spur vorhanden. Es war ja unserem „humanen" Jahrhundert vorbehalten, die Marter der politischen Gefangenen in ein System zu bringen. Seid Zeugen dessen, ihr Kasematten des Spielbergs, ihr Einzelzellen in Waldheim und Bruchsal, ihr Käfige des Mont Saint-Michel, ihr Bagno's von Ischia und Lambessa und du, oh „trockene" Guillotine von Cayenne! Die Titanen der Revolution — und Titanen bleiben sie, mag eine servile Historik noch so sehr sich befleißen, verkleinernd an ihnen herumzumäkeln — sie hatten gar keine Zeit, mit solchen kleinlichen Bosheiten und raffi-

1) Seit der Niederschreibung dieses Essay sind verschiedene Abhandlungen und Bücher erschienen, welche sich mit den kerkerlichen Zuständen beschäftigen, wie diese während der Revolution und insbesondere während des terroristischen Regiments sich gestaltet hatten. Als sehr fleißig müssen namentlich gerühmt werden die Nachweise und Zusammenstellungen, welche H. Wallon in seinem Buche „La terreur, études critiques sur l'histoire de la révolution française" (Paris 1873) gegeben hat (t. II, p. 1—191). Den Akten zufolge betrug z. B. am 17. März 1793 die Zahl der Insassen der Gefängnisse von Paris 950, während sie am 6. Juni desselben Jahres auf 1310 gestiegen war. Freilich befand sich darunter eine ganze Menge gemeiner Verbrecher: Räuber, Mörder, Falschmünzer. Die zuletzt angegebene Zahl stieg noch sehr beträchtlich unmittelbar nach Erlassung der verrückten „loi des suspects" vom 17. September 1793. Dann, nachdem die erste Einkerkerungswuth verraucht war, sank sie wieder. Die im Texte gegebene Durchschnittszahl von 8000 hielt sich mit unbedeutenden Schwankungen bis zum 9. Thermidor.

nirten Grausamkeiten sich zu befassen. Sie konnten dieselben getrost den nach ihnen kommenden „Rettern der Gesellschaft“ überlassen.

Wie bereits angedeutet worden, mischten sich wie in den meisten menschlichen Dingen auch in dem Gefängnißleben der Schreckenszeit die Lichter und die Schatten. Wir werden jene hervorheben, ohne diese abschwächen zu wollen. Im Gegentheil, es soll auch den Schatten ihr volles Recht widerfahren.

2.

Zuvörderst ist der Irrthum zu berichtigen, daß die Verwaltung und Beaufsichtigung der Gefängnisse beim Wohlfahrtsausschuß gewesen. Der hatte wichtigeres zu thun. Die Stadtpolizei von Paris besorgte dieses Geschäft und unterstand dabei der Kontrole des Sicherheitsausschusses. Die Stadtpolizei hatte aber so ungeheuer viele Arbeit, daß sie ihre Gefängnißbeamten nur oberflächlich beaufsichtigen konnte, und demzufolge hing das in den einzelnen Gefängnissen herrschende Regiment von den Persönlichkeiten der Polizeikommissäre, der Schließer und Schließerinnen, der Wärter und Wärterinnen ab. Von dem einzigen Gefängniß Du Plessis wird uns authentisch gemeldet, daß das Aufsichts- und Wartungspersonal streng, herb und hart gewesen sei, und in diesem Hause war demzufolge der Aufenthalt am peinlichsten. An den Gefangenen, auch an den weiblichen, wurde hier bei ihrem Eintritt eine Manipulation unternommen, welche unter dem Namen der „Rapiotage“ verrufen war. Man untersuchte sie nämlich ohne Rücksicht auf Schicklichkeit und Schamhaftigkeit und nahm ihnen alles weg, was sie bei sich trugen. Man gestattete ihnen keine Scheere und kein Messer, sondern nur ein hölzernes Be-

steck, so daß sie beim Essen genöthigt waren, das Fleisch mit den Fingern zu zerreißen. Jeder Verkehr mit der Außenwelt war streng untersagt und unmöglich gemacht. Aber Einzelhaft gab es auch hier nicht: diese Grausamkeit haben ja erst die „Frommen“ unserer eigenen Tage methodisch ausgebildet und in Anwendung gebracht.

Eine ganze Reihe von Gefängnißbeamten hat sich zur Schreckenszeit durch Milde, Schonung und freundliche Fürsorge für die Gefangenen berühmt gemacht. So der Ministerialsekretär Grandpré, der Polizeikommissär Biguet, der Schließer Huyet im Port-Libre, der Schließer Benoit im Luxembourg, die Schließerin Bouchaud in Sainte-Pelagie, der Schließer Vaubertrand und seine Frau in den Madelonnettes, die Schließerin Lebau in La Force, der Schließer Fontenay, die Schließerin Richard und deren Magd Rosalie Lamorlière in der Conciergerie, welche beide Frauen alles thaten, was nur immer sie thun konnten, um der armen Marie Antoinette die schreckliche Bürde ihrer letzten Tage und Stunden zu erleichtern.

Das strengste Gefängnißregiment wurde, wie gesagt, in Du Plessis gehandhabt. Schon weniger herb und hart ging es her in der Conciergerie, in Sainte-Pelagie, in La Force und in den Madelonnettes. Was vollends die Gefängnisse im Luxembourg, im Port-Libre, bei den Karmelitern, bei den englischen Benediktinern und in Saint-Lazare betrifft, so waren das „Stutzer-Gefängnisse“ (prisons muscadines), „allwo“ — meldet einer, der es mit angesehen — „die Gefangenen keine anderen Fesseln kannten als die der Liebe und wo ihnen die Tage inmitten der Gärten und Gebüsche im süßen Getändel mit ihren schönen Mitgefanginnen verflossen.“ Mit Stegreifsdichtung, mit Ariengeträller, mit Gesellschaftsspielen, mit Klatsch und mit Musik vertrieb sich hier der französische Leichtsinn die Zeit und wusste es sogar zu einer neuen Art Zeitvertreib zu machen, wenn die eiserne Anklägerhand Fouquier-Tinville's von Zeit zu Zeit in das Getändel, Getriller und Gelächter hereingriff, um aus dem in Fülle vorhandenen Vorrath einen seiner täg-

lichen „Schübe" (fournées) für das „rothe Ding" auf dem Revolutionsplatz zu vervollständigen.

In den zuletzt genannten Gefängnissen verwandelten sich die Kerker förmlich in Salons, wo graziöse Frauen die Honneurs machten, wie sie früher in ihren Empfangzimmern im Faubourg Saint-Germain oder in der Rue Saint-Honoré gethan hatten. In den Madelonnettes ließ sich das Ancien Régime in der ganzen wohlgebürsteten Grandezza seiner Höflichkeit sehen. Hier schwirrte die Luft von Monseigneurs und Mesdames. Der weiland Polizeiminister machte in wohlgepuderter Perücke und Glanzschuhen, den Hut unter dem Arme, den weiland Ministern Latour du Pin und Saint-Priest seine Morgenvisite, welche ceremoniösest zurückgegeben wurde. Falls, wie zuweilen geschah, in die vornehme Gesellschaft dieses aristokratischen Gefängnisses ein armer Teufel von Spießbürger hineingewürfelt ward, nahm ihn der altfranzösische Witz zur Zielscheibe. Ein unglücklicher Krämer Namens Cortey saß mit den Herren Laval-Montmorency, De Pons und Sombreuil in der gleichen Zelle. Eines Tages machte er durch das Korridorfenster der vorübergehenden weiland Prinzessin von Monaco verliebte Zeichen und warf ihr Kußhände zu, worauf der Marquis de Pons ernsthaft zu ihm sagte: „Ihr müsst schlecht erzogen sein, weil ihr Euch mit einer solchen Person gemeinmacht. Es ist ganz in der Ordnung, wenn man Euch mit uns guillotinirt, da Ihr uns als Euresgleichen behandelt." Die weiland großen Herren in den Madelonnettes erhoben übrigens ein großes Geschrei, als sie in Folge der Anordnung eines griesgrämigen Visitators vorübergehend genöthigt waren, von ihren Freundinnen sich zu trennen. „Il fallut donc nous séparer de vous, maîtresses adorées!" jammerte einer. „On ne connut plus, dans notre prison, les douces étreintes de l'amour!"

Der heiterste und zugleich anständigste Ton herrschte im Port-Libre. Auch war hier die republikanische Gesinnung und Stimmung obenauf. Die Bürger Vigée und Matras dichteten und komponirten Freiheitshymnen im Stile der

Zeit, die Bürgerinnen Betisy und Lachabeaussière sangen dieselben und der Baron von Wittersbach begleitete sie mit seiner meisterhaft gespielten Violine. An den Tagen, wo die Republik auf den Plätzen von Paris ihre antiken Feste feierte, ging es auch im Port-Libre festlich zu. Aus im Gefängnißhof aufgelesenen Ziegeln wurde der „guten Göttin Natur" ein Altar errichtet und die Bürgerinnen sangen die eigens zu diesem Zwecke komponirte Festkantate. Dann gaben sie den Bürgern die Hände und es wurde in großer Runde die Carmagnole getanzt, unter Anstimmung der Marseillaise. Am leichtfertigsten, ja geradezu lüderlich führten sich die Gefangenen beiderlei Geschlechtes im Luxembourg auf. Es verging da kaum ein Tag ohne Histörchen und Abenteuer, welche ganz gut im „Dekamerone" oder im „Faublas" stehen könnten. Auch in der ernsteren Conciergerie fehlte es nicht an solchen Geschichten. Ließ sich doch daselbst Madame de ***, welche „an Schönheit und Reinheit einer Madonna Rafaels glich", in der Furcht vor dem Tode zu einem unglaublich skandalösen, aber ebenso wohlbezeugten wie erfolglosen Abenteuer herbei, von welcher Thatsache flüchtig Notiz genommen werden muß, weil sie einen der wenigen, sehr wenigen Ausnahmefälle bildete, wo die Standhaftigkeit und der Heldenmuth, welche die weiblichen Opfer der Revolution so sehr schmückten, niedrigeren, obzwar natürlichen Gefühlen gewichen ist. Erwähnenswerth ist wohl auch eine andere Thatsache, nämlich diese, daß im Mai von 1794 eine Durchsuchung der Gefängnisse angeordnet wurde, wobei sich herausstellte, daß die Gefangenen mitsammen im Besitze von 864,000 Livres waren, den Werth ihrer Möbeln und Schmucksachen ungerechnet. Daraus ersieht man, daß von Noth in diesen Gefängnissen gar keine Rede war.

3.

Zu den Haushaltsgebräuchen in der Conciergerie gehörte es, neu angekommene Gefangene so zu sagen einzuweihen, indem man, und zwar in Numero 13, die furchtbaren Scenen der Procedur vor dem Revolutionstribunal und der Guillotinirung travestirend vor ihnen aufführte. Die Mitspieler und Mitspielerinnen dieser gräßlichen Possen trugen in Ringen oder Knöpfen verborgen die berühmten von Cabanis erfundenen Opiumpastillen bei sich, womit der Doktor Guillotin, der Vater der „Dame Guillotine", aus Mitleid die Gefangenen versorgte, damit sie „nach Belieben über ihr Schicksal verfügen könnten". Selbstmordskandidaten also karikirten und travestirten die Tragödie der Zeit, und während die Wände der bezeichneten Kerkerkammer von Gelächter widerhallten, schrieen unter dem Fenster derselben Ausrufer die Liste derjenigen aus, welche „heute in der Lotterie der heiligen Guillotine das große Loos gezogen haben", das heißt hingerichtet worden waren.

An der Conciergerie haftet noch eine düsterste Erinnerung. Sie war ja recht eigentlich die „Vorhalle des Todes". Denn hierher wurden neben den ordentlichen Insassen des Gefängnisses auch außerordentliche gebracht, nämlich alle vom Revolutionstribunal Verurtheilten, um ihrer letzten Stunde entgegenzuharren. Die Schreibstube (le greffe) im Untergeschoß war das Toilettezimmer der „Dame Guillotine". Am Eingange dieses schrecklichen Gelasses, dessen Thüre füglich die Aufschrift von Dante's Höllenpforte hätte tragen sollen — „Lasst, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!" — erschien Morgen für Morgen der rothbemützte Huissier, die infernalische Liste derer abzulesen, welche zu den draußen vorgeführten Todeskarren gerufen wurden. Wie jedermann weiß, hat diese Liste ihre schrecklichste Länge erreicht (38—50—54—60 bis 67 Personen) während der Zeit, als sich Robespierre aus dem

Wohlfahrtsausschusse zurückgezogen hatte und mit seinem geliebten Hunde Brount in den Champs-Elysées und im Thale von Montmorency spaziren ging, die Hamletfrage: „Sein oder Nichtsein?“ grüblerisch erwägend . . . Das fahle Morgengrauen des 7. Thermidor (25. Juli) von 1794 erblickte in der Vorhalle des Todes eine zahlreiche Gesellschaft, achtunddreißig Verurtheilte. Darunter den General Beauharnais, den Gatten der künftigen Kaiserin Josephine — sie selbst war bei den Karmelitern eingekerkert, — den Herzog von Clermont-Tonnerre, den berühmten Sachwalter Lachalotais, den Fürsten von Salm-Kyburg und den Baron Trenck, den rastlosen Maulwurf von Glatz und Magdeburg, der sich schließlich in diese pariser Sackgasse hineingewühlt hatte, aus welcher kein Entkommen mehr war. Seht ihr dort den Mann, welcher mit vorgebeugtem Oberkörper das Blatt Papier beschreibt, das er auf seinen zusammengepressten Knieen hält? Neigt euch! Es ist einer, den der Kuß der Muse geweiht hat, der royalistische Poet André Chenier. Das von ihm zu dieser Stunde halbbeschriebene Blatt hat die Nachwelt unter die kostbarsten Reliquien der Revolution eingereiht: —

„So wie ein letzter Hauch, ein letzter Stral des Gottes
Den Tag verklärt an seinem Schluß,
Rühr' ich die Leier noch am Fuße des Schaffotes;
Wer weiß, wann ich's besteigen muß?
Wer weiß? Vielleicht bevor der Zeiger dort im Kreise
Auf dem geblümten Zifferblatt
Den sechszigfachen Schritt der vorgeschriebnen Reise
Helltön'gen Gangs vollendet hat,
Liegt schon der Schlaf der Gruft auf diesen bleichen Zügen;
Vielleicht bevor es mir gelang,
Im angefangnen Vers den Reim zum Reim zu fügen,
Wird zu entsetzensheiserm Klang
Der Todverkündiger, der zum Gerüst der Schrecken
Uns schleppt mit seiner Söldnerbrut,
Das Echo dieses Sals mit meinem Namen wecken — —“ 1)

---

1) Comme un dernier rayon, comme un dernier zéphyre
Anime la fin d'un beau jour,

Und so geschah es fast buchstäblich. Der arme Chenier konnte den zuletzt angehobenen Quatrain seines dichterischen Testamentes nicht zu Ende bringen. Man hörte von draußen das Rollen der vorfahrenden Todeskarren auf dem Pflaster, Gewehre klirrten vor der Pforte, sie ging auf, der „Todenverkündiger" erschien mit seiner Liste und der verhängnißvolle Appell begann. Der Dichter, welcher bekanntlich einen wahrhaft juvenalischen Zorn und Haß an den Jakobinern ausgelassen und ihnen zugerufen hatte:

„Ich spei' auf eure Namen, ich sing' euch an den Galgen!" —

ist nicht weniger muthvoll gestorben als seine Todesgefährten. Doch ward er auf dem Blutgerüste von einem flüchtig-stolzen Bedauern angewandelt über das, was mit ihm zu Grunde ging, und da hat er sich mit der Hand an die Stirne geschlagen und ausgerufen: „Ich hatte doch etwas dadrinnen! (j'avais pourtant quelque chose là!)"

Zwei und siebzig Stunden später wurden Robespierre, Saint-Just und Couthon ebenfalls von der Conciergerie aus, wohin sie in der dritten Morgenstunde des 10. Thermidor gebracht worden waren, nach dem Revolutionsplatz gefahren. Vor der Wohnung des „Unbestechlichen" — der war er! — vor dem Hause des Schreiners Dublay in der Rue Saint-Honoré, zwangen die „Furien der Guillotine" den Karren zu halten und tanzten um denselben her die Car-

---

Au pied de l'échafaud j'éssaye encor ma lyre;
Peut-être est-ce bientôt mon tour;
Peut-être avant que l'heure en cercle promenée
Ait posé sur l'émail brillant,
Dans les soixante pas où sa route est bornée,
Son pied sonore et vigilant,
Le sommeil du tombeau pressera ma paupière.
Avant que de ses deux moitiés
Le vers que je commence ait atteint la dernière,
Peut-être en ces murs effrayés
Le messager de mort, noir recruteur des ombres,
Escorté d'infâmes soldats,
Remplira de mon nom ces longs corridors sombres.
. . . .

magnole, die Luft mit Gebrülle: „Tod dem Tyrannen!" erfüllend. Wer das aber, wie billig, am lautesten mitschrie, war eins der infamsten Scheusale der Revolutionszeit, Carrier, der Erfinder und Veranstalter der „Noyaden" und der „republikanischen Hochzeiten" von Nantes. Heutzutage kann es jeder wissen, wer überhaupt etwas wissen will, daß zu Robespierre's Sturze die ärgsten Schufte, Schurken und Schandbuben sich verbunden haben. Das Urtheil über diesen Sturz, über den Mann und seine Bedeutung war übrigens schon damals so wenig ein einstimmiges, als es heute ein solches ist. Auf seiner Todesfahrt wurde Robespierre von einer Frau angetreten, welche ihm zuschrie: „Fahr' zur Hölle, Bösewicht, beladen mit den Flüchen aller Gattinnen und aller Mütter!" Aber in einer Provinz von Südfrankreich ließ eine Pächterin beim Eintreffen der Nachricht, daß der „Tyrann", dessen ganze Hinterlassenschaft an Geld und Gut in einem Assignat von fünfzig Franken bestand, am 28. Juli guillotinirt worden sei, vor Schrecken das Kind fallen, welches sie auf dem Arme trug, hob die Hände gen Himmel und rief in ihrem provençalischen Patois aus: „Oh, jetzt ist es um das Glück des armen Volkes geschehen; sie haben den getödtet, welcher es so sehr geliebt hat (aco n'es finit bol bounhur del paouré poble; han tuat aquel que l'aimaba tant)!"

4.

Nun wollen wir versuchen, die im Vorstehenden gegebenen Umrisse mit individuellem Leben zu füllen, und zwar mit Hilfe der Aufzeichnungen eines Gefangenen der Schreckenszeit, welche Aufzeichnungen erst in neuerer Zeit in Buchform erschienen sind. Wir meinen damit die Denkwürdigkeiten des napoleonischen Grafen und bourbonischen

Ministers Beugnot [1]). Der Mann war ein abgesagter Feind der Revolution überhaupt und der Terroristen insbesondere. Die Mittheilungen aus seinem Kerkerleben sind also sicherlich nicht in's Rosige gemalt. Hinwieder ist er aber auch zu ehrlich gewesen, um schwarz in schwarz zu malen, und nachdem wir seinen Bericht der erforderlichen kritischen Kontrole unterzogen haben, dürfen wir mit Zuversicht erklären, daß das, was wir daraus mittheilen werden, den Werth eines historischen Zeugnisses besitzt.

Beugnot, gewesenes Mitglied der gesetzgebenden Nationalversammlung, wurde am 18. Vendémiaire (9. Oktober) von 1793 in Paris verhaftet, nachdem er den vonseiten Dantons ihm wiederholt und deutlich zugekommenen Wink, sich davonzumachen, unbeachtet gelassen hatte.

„Verdächtig des Royalismus!" sagte der verhaftende Polizeikommissär. „Nach der Conciergerie! Guillotinefutter!"

Man gestattete dem Verhafteten eine Auswahl von Büchern mitzunehmen; aber der Kommissär und der denselben begleitende Gensdarm spielten dabei die Censoren. Tasso's „Befreites Jerusalem" fand keine Gnade in den Augen dieser Censur.

„Aber warum soll mir dieses Buch verwehrt sein?" fragte der Verhaftete.

„Lassen Sie das Buch lieber da, Bürger", erwiderte wohlweise der Gensdarm; „denn glauben Sie mir, alles, was aus Jerusalem kommt, hat dermalen keinen guten Geruch."

Als der Fiaker, welcher den Gefangenen zur Conciergerie — „cette vaste antichambre de la mort" — brachte, an der Freitreppe derselben hielt, war diese von einer Schar jener Weiber dicht besetzt, welche bei allen Spektakeln der Revolution die Rolle des Megärenchors mit Beeiferung durchführten. Sie empfingen Beugnot mit Füßegestampf, Händeklatschen und Hohngelächter und überschütteten die

---

1) Mémoires du comte Beugnot. Publ. par le comte A. Beugnot, son petit-fils. 2 vols. Paris 1866.

„neue Beute“ mit Schimpfnamen und Geifer, so daß er froh war, als er das Gitter hinter sich hatte. Während in der Schreibstube der Name des Ankömmlings in das Register eingetragen wurde, konnte er bemerken, daß die größere Hälfte des Sals durch eine niedrige Schranke von der kleineren gesondert war. Jene stellte das weiter oben erwähnte „Toilettezimmer der Dame Guillotine“ vor und in diesem Augenblick befanden sich zwei Verurtheilte daselbst, welche ihre Schaffottoilette bereits gemacht hatten und der Ankunft Sansons harrten. Ein Municipalbeamter richtete Trostworte an die beiden Unglücklichen und fragte sie, ob sie den Namen des Präsidenten vom Revolutionstribunal kennten, welcher den Todesspruch über sie gefällt hätte. „Nein,“ gab der eine zur Antwort, „aber behalte denselben für dich! Ich will den Namen eines solchen Bösewichts nicht mit in mein Grab nehmen.“ — „Wenigstens hoff' ich,“ sagte der andere sanft, „daß dieser Präsident kein Franzose sei!“ — gewiß in seiner Art und unter diesen Umständen ein rührend-herrlicher Ausdruck von Patriotismus.

Beugnot musste noch mit ansehen, wie die Armen durch den Henker abgeholt wurden, allein zu seinem Glück; denn während des Lärms, welcher dadurch in der Schreibstube entstand, verwechselte der sonst sehr genaue Greffier seinen Namen mit dem eines andern so eben Eingebrachten, der wegen Verfertigung falscher Assignate verhaftet worden war und dessen Namen allerdings dem Namen Beugnots sehr ähnlich klang. Dieser Verwechselung hatte er es höchst wahrscheinlich zu danken, daß er, wie übrigens so viele hunderte anderer Gefangener, im Gefängnisse „vergessen“, das heißt niemals vor das Revolutionstribunal gerufen und folglich gerettet wurde. Der grausame Witz von der „Lotterie der heiligen Guillotine“ war nicht bloß ein Witz, sondern auch eine Wahrheit. Nur waren da die Gewinner eigentlich die Verlierer und umgekehrt.

Zunächst freilich hatte die Verwechselung mit einem Falschmünzer die unangenehme Folge für unsern Gefangenen, daß er in sehr schlechte Gesellschaft gethan wurde, in eine

Zelle nämlich, in welcher bereits ein Muttermörder und ein Einbrecher saßen. Da er aber fieberkrank wurde, brachte man ihn nach der sogenannten „Infirmerie", dem Krankensale der Conciergerie, welchen Beugnot freilich als das „schauderhafteste Hospital auf Erden" schildert. Die Lokalität erinnerte ihn so sehr an die Darstellung der Hölle auf der Opernbühne, daß er annehmen zu dürfen glaubte, der Theaterarchitekt müsse diese Infirmerie zum Modell gehabt haben. Die Einzelnheiten sind jedoch zu widerlich und riechen zu übel, um hier wiedergegeben werden zu können. Genug, es war ein Ort des Grauens und es begreift sich unschwer, daß Gefangene, welche längere Zeit hier verweilen mussten, nach dem „Nasenstüber auf den Hals" — chiquenaude sur le cou — sich sehnten, wie ein damaliger Bewohner der Conciergerie, Lamourette, konstitutioneller Bischof von Lyon, den Fallbeilschlag der Guillotine genannt hat. Ist doch sogar die Langeweile zu einem Motiv das Schaffotheroismus jener Zeit geworden. „Dieses Gefängnißleben langweilt mich unerträglich" — sagte Lauzun-Biron — „möchten sie mir doch einmal den Kopf abschlagen, damit der schlechte Spaß zu Ende wäre!" Um den Bleidruck dieser Kerkerlangeweile fern zu halten, ersannen und übten die Gefangenen die insipidesten Spiele. Hérault de Sechelles z. B. spielte beharrlich „à la galoche", bis er zum Todeskarren gerufen wurde.

5.

Aus der Infirmerie erlöst, kam Beugnot in die „kleine Apotheke", welche Zelle der Bischof Lamourette und sieben Konventsdeputirte von der Girondistenpartei mit ihm bewohnten und deren Wände über und über mit den Inschriften „Freiheit, Gleichheit" und „Menschenrechte" be-

deckt waren. Einer der sieben Girondisten war Fauchet, Bischof von Calvados. Zu Ende Oktobers wurden sie mit ihren Parteigenossen processirt und guillotinirt. Die Hinrichtung der „Einundzwanzig“ war eine rechte Festhekatombe, dargebracht dem Moloch Schrecken. Als die Verurtheilten vom Tribunale nach der Conciergerie zurückgebracht wurden, brachen sie unter der Wölbung der Gefängnißpforte mit einmal und wie aus einem Munde in das „Allons, enfants de le patrie!“ aus. Sie haben, wie bekannt, den weltgeschichtlichen Sang am folgenden Tage, am 31. Oktober von 1793, auch am Fuße des Blutgerüstes und auf demselben angestimmt und so lange fortgeführt, bis das Fallbeil mit dem Lebensfaden des letzten von ihnen auch das Lied abschnitt. Das ist Geschichte, aber Nodiers „Letztes Bankett der Girondisten“ ist nur eine Novelle, obzwar eine sehr gute. Am 6. November ist Orléans-Egalité von der Conciergerie zum Revolutionsplatze gekarrt worden. Er blieb ganz gleichgiltig, vor dem Tribunal, auf dem Karren und auf dem Schaffot. Als ihm, bevor er an das schreckliche Brett geschnallt wurde, die Henkersknechte die Stiefeln abziehen wollten, sagte er: „Das wäre reiner Zeitverlust. Ihr könnt mir sie bequemer abziehen, wann ich todt bin. Macht schnell voran!“

Vier Tage nach der Todesfahrt von Louis Philippe’s Vater machte Madame Roland die ihrige. Ob sie, die Treppe zum Blutgerüst hinansteigend, den Ausruf gethan: „Oh, heilige Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ ist fraglich, aber daß sie zu ihrem Todesgefährten Lamarche sagte: „Steigen Sie zuerst hinauf, weil Sie ja doch nicht den Muth hätten, mich sterben zu sehen“ — ist gewiß.

Manon Phlipon, die Frau des girondistischen Exministers Roland, die „Aspasia der Girondisten“, die Prophetin und das Entzücken dieser armen Wolkenwandler von Schönfühlern und Schönrednern, war zuerst in der Abtei, dann in Sainte-Pelagie eingekerkert gewesen. Ihre Versetzung in die Conciergerie war für die Insassen der-

selben ein großes Ereigniß, welches Beugnot lebhaft beschrieben hat. In den beiden erstgenannten Gefängnissen hat sie ihre berühmten Mémoiren niedergeschrieben, welche mit der Uebersiedelung in das letztgenannte abbrechen. An einer Stelle dieser Denkwürdigkeiten, welche nur mit großer Vorsicht als eine geschichtliche Quelle zu benutzen sind, hat Citoyenne Roland ihr Porträt gezeichnet und gemalt und diese kühne Selbstporträtirung gibt nicht nur ein Bild von ihrer Gestalt und ihren Zügen, sondern auch von ihrer Fühl- und Denkweise. Ihr ganzer Charakter prägt sich plastisch darin aus und dieses Konterfei ist geradezu eine historisch-psychologische Merkwürdigkeit. Sehen wir sie uns einmal an. „Als ich ausgewachsen, war ich ungefähr fünf Fuß hoch. Meine Beine waren wohlgeformt, die Füße hübsch gebaut, die Hüften sehr gewölbt, die Schultern zurückgezogen, die Brust war breit und hochbusig, meine Haltung sicher und anmuthig, der Gang leicht und rasch. Mein Gesicht hatte nichts Besonderes als etwa eine große Frische und einen sanften Ausdruck. Prüft man jeden Zug einzeln, so darf man billig fragen: Wo ist denn die Schönheit? Denn kein einziger ist regelrecht, aber mitsammen bilden sie ein gefälliges Ganzes. Der Mund ist ein wenig groß und es gibt tausend schönere; allein keiner weiß zärtlicher und verführerischer zu lächeln. Das Auge dagegen ist nicht sehr groß und seine Iris kastanienbraun. Es liegt weder zu tief, noch steht es zu sehr hervor; es blickt offen, frei, lebhaft und sanft, überwölbt durch schön gezeichnete Brauen von derselben Farbe wie die Haare und es wechselt in seinem Ausdrucke wie die liebevolle Seele, deren Regungen es verkündet. Ernst und stolz, hat es zuweilen etwas Furchtbares, weit öfter aber ist es liebkosend und immer anziehend. Die Nase verursachte mir einigen Verdruß, weil ich fand, sie sei vorn ein bißchen zu dick, als Theil des Ganzen jedoch und von der Seite betrachtet, verdarb sie nichts. Die Stirne ist breit, glatt, offen, von hochgewölbten Augenhöhlen getragen und keineswegs so nichtssagend, wie so manche Gesichter sie zeigen. Mein Kinn

steht ziemlich weit vor und hat entschieden die Merkmale, welche die Physiognomiker als die der Sinnlichkeit bezeichnen; wenn ich diese Merkmale mit meinen übrigen Eigenthümlichkeiten zusammenstelle, bezweifle ich, daß jemals eine Frau mehr als ich für Sinnenlust geschaffen war, obzwar ich dieselbe weniger genossen habe als irgendeine. Ein mehr belebter als weißer Teint, glänzende Färbung, häufig erhöht durch die plötzlich kommende Röthe eines kochenden, durch äußerst reizbare Nerven erregten Blutes; eine zarte Haut, ein runder Arm, eine wenn auch nicht kleine, doch niedliche Hand, weil ihre langen und schmächtigen Finger auf Gewandtheit deuten, ohne aufzuhören, anmuthig zu sein; schön gereihte Zähne; endlich eine Körperfülle, die auf vollkommene Gesundheit hinweist; — das sind die Schätze, welche die Natur mir geschenkt hat."

Glaubt man nicht ein Porträt zu sehen, welches eine Sappho oder eine Aspasia von sich gezeichnet und gemalt hat oder wenigstens gemalt haben könnte? In Wahrheit, wir haben Mühe, zu glauben daß diese Selbstporträtirung von einer modernen Frau, noch dazu von einer anerkannt tugendhaften und sittenstrengen Frau herrühre. Es ist da eine Objektivität der Koketterie, welche ganz antik, ein künstlerisches Gefühl und Behagen, welches ganz griechisch. Arme Manon! Das eben war dein Unglück und dein Verderben, daß du in den Säulenhallen der Agora und unter den Platanen der Akademie traumwandeltest, daß du eine Athenerin der perikleischen Zeit sein wolltest, zu sein glaubtest, während du unter den Franzosen, unter den Parisern vom letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts lebtest. Niemand wandelt ungestraft unter Palmen, d. h. in der Aetherregion der Ideale. Die gemeine Wirklichkeit des Lebens greift mit plumper Faust hinauf, reißt die armen Ideologen, die da hungern nach Wahrheit und Gerechtigkeit, die da dürsten nach Freiheit und Schönheit, unerbittlich herab und schmettert sie erbarmungslos zu Boden. Geschöpf von Staub, Eintagsfliege von Mensch, wie dürftest du es wagen, dich zur Sonne erheben zu wollen? Tiefsinnigeres ward nie er-

sonnen als der Mythus von dem Höllensturz der himmelstürmenden Titanen ....

Beugnot gesteht, er habe gegen Frau Roland ein abgünstiges Vorurtheil gehegt, bevor er sie in der Conciergerie kennen lernte. Die Gefangenen durften nämlich während ihrer täglichen Spaziergänge in dem Hofraum ganz unbelästigt mit einander verkehren und bei schlechtem Wetter vertrat der große Korridor die Stelle des Hofraums. Die Frauen und Mädchen hielten auch innerhalb der Gefängnißmauern die Herrschaft des guten Tons und der Mode aufrecht, soweit nur immer ihre Mittel reichten. Sie erschienen Morgens im frischesten Negligée, Mittags im Gesellschaftsanzug, Abends im reizenden Deshabillé. Die Herren putzten sich ebenfalls nach Möglichkeit heraus und machten den Damen nach allen Regeln der Courtoisie den Hof. Der Korridor und der Hofraum des düstern Gefängnisses summten tagtäglich von echtfranzösischer Causerie und Galanterie, man sah Büschel von Witzraketen steigen und hörte ganze Feuerwerke von pariser Esprit zischen und prasseln. Beugnot sagt ausdrücklich: „Ich bin überzeugt, daß zu dieser Zeit keine Promenade von Paris eine solche Vereinigung von elegant gekleideten Frauen aufzuweisen hatte, wie der Hof der Conciergerie sie zur Mittagszeit aufwies. Er glich einem blühenden Blumenbeet, aber einem Blumenbeet mit eisernem Staket."

6.

Unser Gewährsmann kam von seiner Voreingenommenheit gegen Frau Roland bald zurück. Ihre Haltung war ebenso edel wie anmuthig, ihre Sprache von außerordentlicher Reinheit, Grazie und Eleganz, ihre Ausdrucksweise entsprach vollständig der Hoheit ihrer Gedanken. Der Begeisterung für das Ideal und dem republikanischen Glaubensbekennt-

nisse blieb sie treu ohne Wanken und Schwanken. Weich wurde sie nur, wenn sie von ihrem Mann und von ihrer Tochter sprach; dann füllten Thränen ihre schönen Augen. Die Macht über Menschen, welche dieser außerordentlichen Frau eigen, verblieb ihr noch in der Tiefe des Kerkers. Die von ihr bewohnte Zelle war ein Eden des Friedens inmitten dieser Gefängnißhölle. Selbst dem Auswurfe des weiblichen Geschlechts, von welchem Auswurf ebenfalls hinlänglich viele Exemplare in der Conciergerie vorhanden waren, sogar Straßendirnen und Taschendiebinnen zwang Manon Roland Hochachtung ab, und zwar durch ihre bloße Erscheinung, durch ein tröstendes Wort oder einen strafenden Blick. Wenn sie im Hofraum erschien, sahen diese Elenden zu ihr empor wie zu einer Schutzgottheit, während sie dagegen die gleichzeitig in der Conciergerie der Guillotine entgegenharrende Dubarry, Ludwigs des Fünfzehnten letzte Haupt- und Staatsmaitresse, völlig und sehr grobschlächtig als ihresgleichen behandelten, obgleich das Schandweib die vornehmste Miene aufsetzte.

Beugnot sah die Pythonissa der Gironde auch an dem Tage wo sie vor dem Revolutionstribunal erscheinen sollte. Sie stand an dem Gitter, welches den Korridor abschloß, wartend, bis der Greffier ihren Namen rief. Mit Sorgfalt gekleidet, trug sie ein weißes Musselinkleid, das mit Spitzen besetzt und durch einen Gürtel von schwarzem Sammet zusammengehalten war, dazu einen Hut von einfacher Eleganz, unter welchem hervor ihre schönen Haare auf die Schultern herabfielen. Ihr Gesicht zeigte eine reizende Belebtheit und ein Lächeln war auf ihren Lippen. Mit der einen Hand hielt sie die Schleppe ihres Kleides, die andere überließ sie einer Schar von Frauen, welche sich herbeidrängten, dieselbe zu drücken und zu küssen. Viele schluchzten laut. Manon selber behielt ihre Fassung und sprach zu ihren Schicksalsgefährtinnen voll Güte und Milde, sie zum Frieden, zur Geduld, zur Hoffnung, zu allen den Tugenden ermahnend, deren Uebung dem Missgeschicke ziemt. Beugnot näherte sich ihr, um einen Gruß zu bestellen,

welchen ihm sein Mitzellinsasse Clavières, der zugleich mit Roland Minister gewesen war, an sie aufgetragen hatte. Sie hatte keine Zeit mehr zur Antwort. Ihr Name wurde gerufen und weinend öffnete ihr der alte Schließer Fontenay das Gitter. Im Hinaustreten gab sie Beugnot flüchtig die Hand und sagte: „Adieu, mein Herr. Wir haben uns oft gezankt; es ist Zeit, daß wir Frieden machen.“ Als sie aber sah, daß er nur mit Mühe seine Thränen verhielt, hob sie ihre Augen empor, sprach nur noch nachdrucksam das Wort „Muth!“ und verschwand. Kurz zuvor hatte sie eines Tages zu Beugnot gesagt: „Die Gleichgiltigkeit und Kälte, womit die Franzosen den Terrorismus sich gefallen lassen, setzt mich in Erstaunen. Wäre ich frei und man schleppte meinen Mann zum Blutgerüst, ich würde mich am Fuße desselben erdolchen und bin überzeugt, daß Roland, wenn er meinen Tod erfährt, sich das Herz durchbohren wird.“ Das war die Rede einer Prophetin. Roland hatte nach der Aechtung der Girondisten in der Nähe von Rouen eine sichere Zufluchtsstätte gefunden. Kaum aber hatte er den Tod seiner Frau erfahren, als er, ohne ein Wort zu sagen, sein Asyl verließ und die Nacht hindurch ziellos fortwanderte. Bei Tagesanbruch zog er sein Stilet, stemmte den Griff desselben gegen den Stamm eines Apfelbaumes am Wege und durchbohrte sich das Herz. Er wollte, wie ein Zettel, den er bei sich trug, besagte, „nachdem er vernommen, daß und wie seine Frau gestorben, keine Stunde länger auf dieser mit Verbrechen besudelten Erde weilen“. Wer wird bei solchem Todesernst der Empfindung und Leidenschaft, welcher die Revolutionstragödie durchzieht, fürder noch die Schamlosigkeit haben, hofhistoriographisch von dem „hohlen Pathos“ dieses Trauerspiels zu faseln?

Clavières ist seinem Kollegen, Parteigenossen und Freunde Roland bald nachgestorben, nicht auf dem Schaffot, sondern ebenfalls durch eigene Hand. Er sollte vor dem Tribunal erscheinen und seine Anklageakte war ihm zugestellt worden. Das Lügensammelsurium derselben empörte

ihn dermaßen, daß ein unwiderstehlicher Welt- und Menschenekel ihn erfasste. Mitten in der Nacht wurde Beugnot durch den Ausruf Lamourette's aufgeweckt: „Clavières, Unglücklicher, was haben Sie gethan?“ und vernahm zweierlei schreckliches Geräusch: das Röcheln eines Sterbenden und das Getropfe seines Blutes auf den Boden. Alle Bewohner der Zelle fuhren von ihrem Lager empor; sie vermochten indeß keine Hilfe zu schaffen. Nach einer halben Stunde war Clavières todt, aber das Blut aus seiner Todeswunde tropfte noch immer auf den Boden.

Nur von einem seiner Mitgefangenen weiß Beugnot zu melden, daß er muthlos, ja geradezu feige gewesen. Es war der Duc du Châtelet. Als dieser Grandseigneur eines Tages auf dem Hofe laut jammerte, weinte und winselte, musste er von einer Gefangenen, von der Demoiselle Eglé — die „Demoiselle“ war freilich etwas brüchig — die Abkanzelung hinnehmen: „Pfui doch! Was, Sie flennen? Erfahren Sie denn, Herr Herzog, daß solche, welche keinen Namen haben, hier einen erwerben können, und solche, welche einen haben, denselben mit Ehre tragen müssen.“

Ganz anders als der Herr Herzog benahm sich der Konventsdeputirte Cussy. Er war, mit den Girondisten geächtet, verhaftet und in die Conciergerie gebracht worden. Um ihn auf's Schaffot zu schicken, bedurfte es für ihn, als einen Geächteten, nicht erst noch einer gerichtlichen Procedur. Da er aber überzeugt war, nur ganz zufällig auf die Liste der Vogelfreien gesetzt worden zu sein, so machte er das in einer Eingabe an den Konvent bemerklich und ersuchte die Versammlung, die Zurücknahme des Aechtungsdekrets zu vermitteln. Der Konvent verwarf das Gesuch wider alles Erwarten. Am folgenden Tag wurde der Moniteur zur gewohnten Stunde in das Gefängniß gebracht und das für Beugnots Zelle bestimmte Exemplar fiel Cussy in die Hände, der ebenfalls dort saß. Er las seinen Mitgefangenen den Bericht über die gestrige Konventssitzung vor, worin auch die Verwerfung seines Gesuches erwähnt war. Das war für den Unglücklichen ein Beilschlag. Aber

ohne zu stocken, ohne die Stimme zu ändern, las er das Referat zu Ende.

„So, da wüßt' ich ja, was mir morgen passirt," sagte er dann ruhig. „Ich habe aber doch noch Zeit, meine Angelegenheiten zu ordnen."

Seine Mitgefangenen umdrängten ihn theilnahmevoll. Er drückte ihnen der Reihe nach die Hände und sagte:

„Liebe Freunde, ihr tröstet mich in meinen letzten Stunden. Das ist ja wie beim Tode des Sokrates; nur ist es uns leider nicht gestattet, uns philosophisch mitsammen zu unterhalten, bis der Schierlingsbecher kommt."

Kaum hatte er so gesprochen, als der Schließer eintrat, um den muthigen Mann in die Vorhalle des Todes hinabzuholen.

7.

Auch an Romantik in des Wortes verwegenster Bedeutung hat es in der Conciergerie nicht gefehlt, wie nachstehende Novelle zeigen mag. Vier Gefangene, der General La Marlière, der Konventsdeputirte Bunel, Beugnot und ein Oberst, welcher als Adjutant des Grafen d'Estaing den Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner mitgemacht hatte, pflegten sich Abends bei dem zweiten der Genannten zu einer Whistpartie zu vereinigen. Der arme Bailly, der Präsident der Nationalversammlung von 1789 glorreichen Andenkens, fand sich ebenfalls regelmäßig ein, zur Stunde, wo das Whist einer ernsteren Unterhaltung platzgemacht hatte. Diese Unterhaltung drehte sich gewöhnlich um philosophische Fragen, um metaphysische Probleme und schwindelte sich demnach folgerichtig mehr und mehr in das Gebiet des Mysticismus hinauf. Der Oberst gab sich als einen Hauptmystiker. Er behauptete, die Schranken des „Möglichen" wären nur durch

die Unwissenheit der Menschen so enggezogen. Seit Pythagoras und Aristoteles hätten sich diese Schranken schon sehr beträchtlich erweitert und die Zukunft würde dieselben unendlich weiter hinausrücken. Das Christenthum klagte er geradezu an, den Aufschwung der Geister gebrochen zu haben, und lobte daher die Schläge, welche die Revolution gegen dasselbe führte. Seine Religion war der Pantheismus und er glaubte, daß es eine unzählbare Anzahl beseelter Wesen gäbe, welche für unsere Sinne nicht wahrnehmbar wären; sowie, daß der Mensch noch weit von der Stelle entfernt sei, welche er im Weltganzen einnehmen sollte und könnte. Bunel, welcher lange in Indien gelebt und den Brahmanismus studirt hatte, stimmte diesen Ansichten bei. Der General La Marlière dagegen hielt standhaft an den Lehren seines Meisters Voltaire fest. Er meinte demnach, es gebe nichts ungewisseres als das, was man in diesem oder jenem Jahrhundert die Wahrheit zu nennen beliebe; er glaubte, daß die Ideen der Menschheit in jeder Epoche eine andere Form annähmen, aber ihrem Wesen nach in einem Cirkel sich bewegten, über welchen sie niemals hinaus könnten.

„Ich will ein Beispiel aufstellen," fügte er hinzu. „Unlängst hat der Bischof von Paris (Gobel) in offener Konventssitzung seine Religion unter großem Beifall abgeschworen. Nun wohl, wir sind dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts nahe und es ist sehr unwahrscheinlich, daß einer von uns das neunzehnte erleben wird. Aber ich prophezeie, das neunzehnte wird nicht zu Ende gehen, ohne daß die Franzosen mitansehen werden, wie Processionen von Mönchen die Straßen von Paris durchziehen." (Das war sehr richtig weis- und wahrgesagt! Schon die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts brachten, wie jedermann weiß, die Erfüllung und was würde der General erst gesagt haben, wenn er geahnt hätte, welcher Wallfahrtsveitstanz unter seinen Landsleuten im Jahre 1873 grassiren sollte!) Bailly seinerseits vertheidigte eifrig den Glauben an eine unendliche Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit. „Der gegenwärtig wüthende Sturm," sagte er, „beweist nichts da-

gegen. Im Gegentheil! Denn er weht wohl viele Blätter von den Bäumen, entwurzelt viele Bäume, aber er fegt auch eine Masse alten Unflats fort und der gereinigte Boden kann edle, bislang unbekannte Früchte zeitigen."

Eines Abends, als das Gespräch um den Magnetismus, Somnambulismus und dergleichen mystische Dinge mehr sich gedreht hatte, sagte der General zuletzt zu dem Oberst:

„Sie glauben also an Mesmer, Cagliostro und tutti quanti?"

„Gewiß," erwiderte der Gefragte kaltblütig.

„Ei, ich wäre doch sehr begierig, vor meinem Tode einmal die Darstellung einer Scene von Hellsichtigkeit (une représentation d'une scène voyante) mitanzusehen."

„Das macht sich an dem Orte, wo wir uns befinden, nicht so leicht; indessen will ich thun, was ich kann."

Der Oberst hielt sein Versprechen und wusste sich nach und nach den nöthigen Apparat zu verschaffen. Eine Hellseherin aufzutreiben und in die Conciergerie einzuschmuggeln gelang nicht, aber man konnte dieselbe im Nothfall durch einen Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren ersetzen; nur durfte derselbe nicht im Zeichen des Bogenschützen, der Zwillinge oder der Jungfrau geboren und musste von zweifelloser Unschuld sein. Ein solcher Knabe ward in dem Sohn eines der Schließer entdeckt und der Oberst richtete die Zelle Bunels zu dem somnambulistischen Experimente her. Alles ist und wird à la Cagliostro gemacht und der Knabe (die sogenannte „Waise") kniet vor der mit Wasser gefüllten Glaskugel.

„General," sagt der Oberst in seiner Rolle als Beschwörer, „geben Sie in der Vergangenheit oder in der Zukunft eine Thatsache an, welche Sie kennen zu lernen verlangen."

„Den Urtheilsspruch, welcher mich erwartet."

„General, wählen Sie einen andern Gegenstand; ich wäre in Verzweiflung, wenn die Antwort schlimm lautete."

„Ich bestehe darauf und gebe Ihnen die Versicherung,

daß die Antwort, laute sie so oder so, mich durchaus nicht erschrecken wird."

„Dann wollen wir auf die Beschwörung verzichten und an unsere Whistpartie gehen."

„Was, Sie bekennen sich geschlagen, bevor Sie begonnen haben? Ich wusste wohl, daß das alles nur eine Kinderei sei."

„Sie wollen es also schlechterdings, General? Nun wohl, ich beginne."

Nach einer haben Stunde eifriger magnetischer Manipulationen vonseiten des Beschwörers war dieser und war der Knabe über und über mit Schweiß bedeckt, während die drei Zuschauer ihrerseits eine unerträgliche Beklemmung empfanden. Endlich gerieth das Wasser in der Glaskugel in sichtbare Bewegung und der Knabe rief aus:

„Ich sehe!"

„Was?"

„Zwei Männer, die sich raufen."

„Wer sind sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Wer sind sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Wer sind sie?"

„Ach, Gott! Ein Nationalgardist und ein Officier mit einem Generalshut."

„Welcher ist der Stärkere?"

„Oh, mein Gott! Der Nationalgardist wirft den Officier zu Boden und schlägt ihm den Kopf ab."

Dies gesagt, fiel der Knabe ohnmächtig zu Boden.

Bunel und Beugnot waren bestürzt, La Marlière zitterte am ganzen Leibe. Die beiden ersteren bemühten sich, dem letzteren einzureden, es sei doch wohl zwischen dem Urtheilsspruch, der ihm bevorstände, und dem Kampfe zwischen einem Nationalgardisten und einem Officier kein Zusammenhang denkbar. Der General blieb still und seine beiden Mitzuschauer bereuten es bitter, dieser Beschwörungsscene angewohnt zu haben. Dieselbe fand am 20. December

1793 statt. Am Abend des 21. kam dem General die Vorladung vor das Tribunal zu, am 23. wurde er verurtheilt und noch an demselben Tage hingerichtet. Sanson aber that an diesem Tage seinen schrecklichen Dienst in der Uniform eines Grenadiers der Nationalgarde. .... Beugnot versichert hoch und heilig, daß der Oberst durch und durch ein Mann von Ehre gewesen, dem gar nicht zuzutrauen, daß er einen frevelhaften Spaß gemacht hätte, demzufolge die ganze Beschwörungsscene nur eine zwischen ihm und der „Waise“ verabredete Mystifikation gewesen wäre. Von der Glaubwürdigkeit dieser Versicherung mag jeder halten, was er mag. Ich meinerseits will mit dieser Novelle nur bewiesen haben, daß gerade zur Zeit, als der Atheismus auf den Straßen und in den Kirchen von Paris seine skandalvollen Orgien feierte, in den Gefängnissen die Mystik spektakelte. Die traurige Komödie der Weltgeschichte bewegt sich ja überall und allzeit in grellen Gegensätzen vorwärts, d. h. im Kreise herum.

Die Göttin der Vernunft.

In seinen Göttern malt sich der Mensch.
Schiller.

1.

Die Deutschen sollen und wollen, wie es scheint, in der Politik ewige Kinder sein und bleiben [1]). Sind doch sogar, statt vorwärts zu wachsen, die Insassen der „frommen Kinderstube Deutschland" bis zur förmlichen Wickelkindlichkeit zurückgealtert. Wie hätten sie sonst Anno 1866 glauben und hoffen können, ein galvanisirter Leichnam, der deutsche Bund, werde Thaten thun? Von Uranfang an haben sich die Deutschen zur Idee des Staates unempfänglich, unbeholfen, geradezu tolpatschig verhalten. Ihr von Haus aus schwacher politischer Sinn verkuhschnappelte in der Kleinstaaterei, verkrähwinkelte im Gemeinde- und Korporationswesen vollends zu engherzigster Philisterei. Die größte politisch-sociale That, zu welcher das Germanenthum es gebracht hat, war die Feudalität, also die absolute Barbarei, das infame Kastenwesen, welches unsere Ahnen aus der indisch-arischen Urheimat mit nach Europa herübergeschleppt haben, — ein Erbübel, das noch heute ekelhaft nacheitert.

1) Im Jahre 1867 geschrieben.

Aber war denn nicht auch der Staatsbau Englands eine germanische Schöpfung? Ja wohl; vorausgesetzt nämlich, daß man die Fiktion von dem Germanenthum der aus keltischen, germanischen und romanischen Elementen zusammengebarstardeten englischen Nationalität aufrechthalten wolle, was man immerhin thun kann. Denn eine Berechtigung hierzu gibt die Thatsache an die Hand, daß der englische Staatsbau, dieses Ideal der festländischen Liberalen, durch und durch feudal war und ist. Dieweil derselbe jedoch mit allerhand kunstitutionellen Brimborien und allerlei parlamentarischem Spielzeug aufgedonnert und ausgeflittert ist, mag er ein ganz passendes Staatsideal für Leute sein, welche ja auch in dem herz- und gewissenlosen Humbuger Palmerston das Muster eines „liberalen" Staatsmanns gesehen und gepriesen haben.

Aber woher rührt denn das Unheil, daß die Deutschen in der Politik ohne Schick und Takt, ohne Spontaneität und Initiative, ohne eigenwüchsigen Willen und elementare Thatkraft sind? Daher, daß sie von Anfang an ein theologisches Volk waren und bis zum heutigen Tage blieben, d. h. ein Volk, dessen höchstes Sinnen und Minnen nicht der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge", sondern den eingebildeten und angeblichen „Urformen" galt und gilt, stets bereit, das Wort der That vorzuziehen und für Phantome Wesenheiten hinzugeben.

Falls aber des römischen Poeten bekanntes Sprüchlein:

„Solamen miseris socios habuisse malorum"—

wahr ist, so fehlt es uns nicht an Trost. Denn nicht uns Deutsche allein hat der Theologismus verhindert, es in der Politik zu etwas zu bringen, wobei selbstverständlich der Begriff Theologismus weder im Sinne des athanasius'schen Kredo, noch des Tridentinum, noch der augsburger oder helvetischen Konfession gefasst ist. Es gibt eine weltgeschichtliche Thatsache, welche auch leichteste Korkseelen zum Nachdenken stimmen muß und in Form einer schneidenden Schicksalsironie Zeugniß ablegt von dem Unsinn und Unheil des

Daseins der Menschheit: die Thatsache, daß gerade die erwählten „Völker Gottes", d. h. die mit Intelligenz höchster Potenz begabten, mit konsequentestem Idealismus getränkten Inder, Juden, Griechen und Deutschen, die schlechtesten Staatsgeschäfte gemacht und mit all ihrer ungeheuren civilisatorischen Arbeit, mit aller Hoheit und Tiefe ihres Gedankenlebens, mit der ganzen Schöpfungsmächtigkeit ihrer Phantasie es nur dazu gebracht haben, weltbürgerlicher Kulturdünger zu sein. Der wilde Schmerz über solch ein Geschick spitzte sich in Indien zu der großartigen Religionsdichtung, genannt Buddhismus, zu, wie er aus dem Judenthum das weltverleugnende Christenthum hervortrieb, und er stöhnt gleich erschütternd aus dem hebräischen Gedichte vom Hiob, wie aus dem hellenischen vom Prometheus und aus dem deutschen vom Faust. Die Juden freilich, die ja so gescheid gewesen sind, schon frühzeitig neben der Stiftshütte ihres Elohim das goldene Kalb aufzustellen, haben sich später an der Welt gerächt, indem sie statt der ihnen versagten Staatsgeschäfte wenigstens glänzende Staatspapieregeschäfte zu machen wussten und wissen.

In Wahrheit, die Juden haben mit der Zeit an die Stelle ihrer theologischen Leidenschaft mehr und mehr das „Geschäft" gesetzt und jene so zu sagen zu einer bloßen „Schlemihlerei" degradirt, gut genug allenfalls für den „Schabbes". Die Kinder Teut aber waren nicht so klug wie die Kinder Israel. Im Gegentheil, sie traten die Hinterlassenschaft der letzteren als ein kostbarstes Vermächtniß an, und hätte es den frommen Vätern von Nikäa gefallen, statt des einen Glaubensbekenntnisses deren zehn zu verfertigen, Michel hätte sie alle mit Heißhunger verschluckt. Der arme theologische Nimmersatt konnte ja solcher „Seelenspeise" nie und nimmer genug bekommen.

Daraus erklärt es sich, daß den deutschen Fürsten ihr angestammtes, schon zu des Arminius Zeiten eifrig geübtes Handwerk, der Vaterlandsverrath, im Mittelalter so leicht gemacht war. Wurde es doch mit der Hilfe und zum Vortheile des Papstthums geübt und die Deutschen nahmen die Papstfabel

bekanntlich für bare Wahrheit, nahmen sie blutig ernst, während andere mittelalterliche Christen, die Franzosen, die Engländer, sogar die Spanier, sammt ihren Königen den dreifach gekrönten Alfanz zwar theoretisch verehrten, praktisch jedoch nur anerkannten, wann und soweit es gerade in ihren Staatskram passte. Der theologische Vampyr hatte demnach schon im Mittelalter gierig vom Herzblut unserer Nation gesogen; allein er wurde zu einem noch kräftigeren und durstigeren Unthier aufgehätschelt durch die Lutherei, welcher es so schön gelungen ist, die widernationale Trias: Bibelbuchstabengötzendienst, fürstlichen Partikularismus und unterthänliche Knechtseligkeit — mit dem ganzen Nimbus eines unantastbaren Dogma's zu umgeben. Der ewigglorreiche geistige Befreiungskrieg, welchen das achtzehnte Jahrhundert gegen alle Mächte der Finsterniß geführt hat, schien auch diesen lutherischen Bovist fällen zu wollen, ja schon gefällt zu haben. Wie sollte er standhalten gegen die herrlichen Siegesschläge, welche unsere vier großen Befreier Lessing und Kant, Göthe und Schiller, gegen ihn thaten? Und doch hielt er stand. Ach, wir waren viel zu sehr vertheologisirt, verbibelt, verjudet, um die von den unsterblichen Viermännern uns gebrachte frohe Botschaft der Vernunft und Humanität zu verstehen und anzunehmen. Darum ist es dann dem lutherischen Jesuitismus, genannt romantische Schule, so leicht geworden, unsere „gebildeten Stände“ von den Regionen lessing-kantischer Aufklärung und göthe-schiller'scher Schönheit und Freiheit wieder weg und ins theologische Duster- und Dusel-Land zurückzulocken. Darin dämmern seither die guten Deutschen wieder herum, unermüdlich das leere Stroh dreschend, welches ihnen von Kanzelpäpsten und Kathederpfaffen vorgeschüttet wird.

So ein Kathederpfaffe höchster Potenz ist auch der Hegel gewesen, welchem das tübinger „Stift“ sein Lebtag aus allen Poren guckte. Ein Wortschaumschläger, welcher sein bißchen Talent dazu verbrauchte, die deutsche Sprache zu einem Babelthurmbaukauderwälsch zu verhunzen, womit eine Nation zu behelligen, welcher Lessing unlange zuvor eine

wissenschaftliche Prosa geschaffen hatte, nur die äußerste Schamlosigkeit sich erfrechen konnte. Und was barg denn diese kauderwälsche Hülle für einen Kern? Theologie, was sonst? Die hegel'sche Philosophie ist wie eine Zwiebel — abscheuliches Gewächs! Du schälst und schälst immerzu, um zur Sache, zum Kern, zur Fruchtsubstanz zu kommen; aber nach Abstreifung der letzten Haut findest du — nichts. Oder doch etwas? Freilich. Hat unser Katheder-pfaffe nicht gekauderwälscht von der „absoluten" Religion, d. h. vom Juden-Christenthum, und vom „absoluten" Staat, d. h. vom königlich-preußischen Polizeistaat? Das also wäre der Zwiebel Kern! Man kann übrigens die Hegelei welche in Deutschland so viele Schafsköpfe drehend gemacht hat, auch vergleichen mit einem jener Vexirpakete, welche junge Leute einander zu übersenden lieben. Dreifach umschnürt, siebenfach versiegelt, mit großer Werthangabe versehen, enthält so ein Paket, nachdem der Empfänger die Dutzende und Wiederdutzende von Papierhüllen aller Formen und Farben entfernt hat, schließlich nur einen neuen Spielpfennig oder einen alten Hosenknopf. So wirst du, wenn du die zahllosen kauderwälschen Konvolute durchbrochen und mit gebührendem Ueberdrusse beiseite geworfen hast, im Innersten, im Tabernakel der hegelischen Philosophie nur den alten, angemoderten, muffigen theologischen Zopf vorfinden, den der unverschämte Gaukler, der freche Sophist, welcher wie die Trinitätsfabel so auch die karlsbader Beschlüsse sykophantisch und denunciantisch zu rechtfertigen unternahm, vor Zeiten im tübinger Stift getragen hatte. Dieser Zopf ist der Fetisch, das Palladium, die Standarte der Schüler des Mannes geworden und geblieben. Desshalb die ewige Wiederaufwärmung und Wiederauftischung der altgebackenen faden Judenmazzen, welche unsere Großväter voll Ekel und Verachtung weggeworfen hatten; desshalb der zudringliche Eifer, die Untersuchung der Bestandtheile und der Zubereitungsart dieser Mazzen immer und immer wieder den geduldigen Deutschen als eine „Angelegenheit der Nation" aufzuschwatzen.

Und sie lassen sich dieselbe aufschwatzen. Denn dies auch ist eins der unglücklichen Charaktermerkmale unseres Volkes, daß es aus lauter Tiefsinnigkeit gerne das Unsinnige annimmt und glaubt, seinen wahren Sehern und wirklichen Lehrern dagegen ein eisiges Misstrauen entgegenbringt. Im Juni von 1807 sagte in Tilsit der russische General Budberg zum preußischen Freiherrn von Schladen: „Mit einem Monarchen wie der ihrige kann niemand den Staat retten. Er hört und befolgt immer nur den Rath der Schwächlinge und Schurken." Genau so, wie Friedrich Wilhelm der Dritte that, thun die Deutschen. Lasst ihnen einen Mann von lauterster Vaterlandsliebe und makellosestem Ruf aus der ganzen Fülle seines Herzens und aus der ganzen Genialität seines Kopfes einen Rath geben: sie werden daran unendlich zu deuteln, zu mäkeln, zu tadeln haben und denselben jedenfalls nicht befolgen; denn er ist ja zu einfach, zu gerade und zu gesund-menschenverständig, er trifft zu sehr das Rechte und Richtige. Aber lasst einen ehrgeizigen Schwachkopf, einen selbstsüchtigen Gaukler, einen phrasenschleimigen Parlamentshannswurst das Kläglichste, lasst den nächsten besten Lump und Schuft das Lumpigste und Schuftigste anrathen: die guten Deutschen werden Wohlgefallen daran finden; insbesondere, wenn, was übrigens selbstverständlich, der Rathschlag dahingeht, den dämmernden, duselnden, dahlenden Lebenswandel fortzusetzen und die „rohe Empirie des Handelns" getrost anderen Völkern zu überlassen, maßen sich dieselbe für die „Nation von Denkern und Kritikern" nicht schicke.

Oh, über den deutschen Kriticismus! Er gemahnt nur allzu häufig an jene höchst verwickelte, tiefsinnige und kunstvolle Maschine beim Hogarth, welche erfunden und konstruirt wurde, um — den Kork aus einem Flaschenhalse zu ziehen. Oder auch gemahnt er an den „Spodizator" beim Rabelais, welcher „einem todten Esel künstliche Winde entlockte und die Elle davon zu fünf Sols verkaufte". So ein richtiger deutscher Kritikakerlak beweis't dir mit breitspurigster „Wissenschaftlichkeit" ein-, zwei-, drei- und mehrbändig, daß 3 mal 1

gleich 3, nicht aber gleich 1 sei, und andere dergleichen Dinge mehr. Hüte dich wohl, zu meinen oder gar zu sagen, sothane Großthaten Kritikakerlaks seien ja ganz überflüssig, für jeden überflüssig, welcher fünf gesunde Sinne besitze und seinen Denkapparat überhaupt einmal, und wäre es auch nur zehn Minuten lang, in Bewegung gesetzt habe, — hüte dich! Denn sofort würde eine ganze Horde von Kritikakerlaken über dich herfallen und dich als undeutsch, oberflächlich, frivol und unwissenschaftlich verschreien.

Die armen Franzosen, welche, so viele ihrer nämlich überhaupt staarstechfähig, schon von ihren Rabelais, Montaigne und Voltaire den Glaubensstaar sich stechen ließen! Wie schauderhaft „ungründlich" und „unwissenschaftlich" ist es bei dieser Operation zu- und hergegangen! Zwar das läßt sich kaum bestreiten, daß die frivolen Franzosen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hin schon gerade soweit waren, wie die ernsten Deutschen jetzo gegen das Ende des 19. hin sind. Aber das thut nichts: — sie hätten von wissenschaftswegen warten sollen und müssen, bis die gründliche deutsche Kritik allen den Plunder, Schund und Wust vielbändig-wissenschaftlich wegbewiesen gehabt hätte, welchen der „französische Leichtsinn" so vorschnell und so ohne Umstände weggespottet und weggelacht hatte.

Nun aber vernehm' ich aus der Jahnhagelgegend her eines deutschdümmlichen Bierbasses ingrimmig Gebrumm: „Quousque tandem?" ... Wie lange noch ich euch die Wahrheit sagen werde, vieltheure Landsleute? Gerade noch so lange, als ich Zunge und Feder rühren kann. Gerade noch so lange, als ihr es nöthig habt. Und ihr habt es — bei Wuotan und Frouwa! — sehr nöthig. Ja, ihr braucht einen über der Atmosphäre deutscher Knechtschaffenheit stehenden Mann, welcher den ernüchternden Kaltwasserguß der Wahrheit auf eure vom selbstgefälligen Phrasenfusel eurer Turn-, Schieß-, Sang- und Sauf-Feste beduselten Schädel herabschüttet. Ihr seid eines solchen rücksichtslosen Grobianus a Lapide infernali doppelt bedürftig zu dieser unserer Zeit, allwo eine erkleckliche Anzahl von Hofräthe-

seelen, welche bei den Fürsten nicht mehr an- und unterzukommen wussten, die Volkshofräthelei etablirt hat. Wie sie sich drücken und ducken und biegen und schmiegen, die Herrn Volkshofräthe, um auf dem Wege sanfter Opposition zu Fürstenhofräthen mälig vorzurücken! Mit wie zierlich nationalökonomischen Pas sie den liberalen Veitstanz um das goldene Kalb her mitmachen! Wie sie scharwenzeln und fuchsschwänzeln an den Tafeln der Bankokraten und begeisterungsvoll einstimmen in das „Hoch der allmächtige Dollar!" Mögen sie das alles thun; sie sind nun einmal dazu gemacht und die den Weltmarkt beherrschende Firma Lump und Kompagnie hat auch solche Kommis nöthig. Nur kann man an dem Gesindel nicht vorübergehen, ohne daß einem das Bein juckte, demselben einen Gelegenheitsfußtritt zu geben. Damit von dieser Grundsuppe deutscher Gründlichkeit weg und zurück zu den ungründlichen Franzosen ....

Das ist ein Springervolk! Sprunghaft seine ganze Geschichte. Mitunter scheinbar ganz verloren in allerlei Albernheiten und Kindereien, in Louis-Philippismus oder in Louis-Bonapartismus, in Chateaubriandismen oder in Saint-Simonismen, und doch stets auf dem Sprunge, mit gleichen Füßen in die Revolution hineinzuspringen, ins Unberechenbare, ins Chaos, — so ist dieses quecksilberne Franzosenthum nun einmal dazu bestimmt, das Barometer der Welthistorie abzugeben. Die Elasticität der französischen Quecksilberigkeit ist unzerstörbar, ihre Expansionskraft unermesslich; aber ihre Verlässlichkeit gleich Null. Wem sollte auch einfallen, vom Quecksilber Festigkeit, vom Winde und der Welle Beständigkeit zu verlangen und zu erwarten? Diese gallischen Springinsfelder sind wie jener münchhausen'sche Läufer, welcher sich Bleigewichte an die Beine binden musste, um seinen Schnellgang zeitweilig einigermaßen zu mäßigen. Die Restaurationszeit, der Geldbrozenkönig, „dess' Haupt glich einer Birne", der „L'empire-c'est-la-paix"-Alp sind solche Bleigewichte. Eines schönen Tages aber streift Monsieur Vert-Galant die abscheulichen Bleiklötze

plötzlich wieder ab und thut einen Juli- oder Februarsprung, daß Europa in seinen Grundvesten erzittert und die Völker aufjauchzen vor Staunen und Freude.

Solche Sprünge müssen doch wohl auch mit zum Weltorganismus gehören, da sie von Zeit zu Zeit immer wieder geschehen. Die Theorie von einer deutschlangsamen und deutschmethodischen, aber stätig vorschreitenden Entwickelung menschlicher Kultur, von einer Entwickelung, welche die Gedanken der „allgemeinen Vernunft", die „ewigen Grundsätze" des Rechtes friedlich und ungehemmt in Thaten übersetzt, ist recht schön. Schade nur, daß die weltgeschichtliche Praxis sich so wenig darum kümmert. Wollte sie jener Theorie nachleben, wie gemüthlich und idyllisch würde es auf dieser unserer Erde zugehen! Es bedürfte dann auch keiner französischen Leichtfüße von Revolutionsspringern mehr. Und das wäre gut, sofern dieselben mitunter doch gar zu tolle Sprünge machen, den Christen zum Skandal, den Juden zum Aergerniß. Heidnische Sprünge geradezu, unmittelbar in die satanischen Regionen von Gog und Magog hinein.

So einen Sprung machten sie im Jahre 1793, einen richtigen Purzelbaum aus dem Christenthum ins Heidenthum hinüber, indem sie auf dem Altar des „dreieinigen" Gottes die „Déesse de la Raison" inthronisirten. Das ganze Hussah und Halloh dieser Orgie erinnerte auffallend an das wüste Spektakel der mittelalterlichen „Narren- und Eselsfeste", welches ja ebenfalls auf französischem Boden am wildesten getobt hatte. In jedem Menschen steckt bekanntlich der Narr, welcher zuweilen mit aller Gewalt herauswill. Es kommt nur darauf an, ob er Kraft genug hat, die Zwangsjacke der Gewohnheit zu zerreißen, oder nicht. Die Narren von 1793 hatten die erforderliche Kraft und so setzten sie das große Narrenfest des Atheismus in Scene, welches wir uns jetzt etwas näher ansehen wollen. Es ist der Mühe nicht unwerth.

2.

Ja, der Narr war los, stellte sich auf den Kopf, schlug Räder und purzelbäumte sich. Es geschah, was immer geschieht und geschehen wird, wenn das alte Gewohnheitsthier, der Mensch, den Versuch macht, mit der Vergangenheit plötzlich und vollständig zu brechen: — die chronische Thorheit wurde zum akuten Wahnwitz.

Da zur Zeit des Ancien Régime das Christenthum ganz und gar im Pfaffenthum untergegangen war, so musste der revolutionäre Zorn eine stark aufgetragene heidnische Färbung haben. Wie auch konnte die Erinnerung an das antike Heidenthum einem am 10. August 1792 triumphirend zum Durchbruche gekommenen Republikanismus fernbleiben? War doch die Gironde, welche dem von Madame La France zur Welt geborenen Augustkind zunächst zur Amme und Wärterin bestellt wurde, mit antiken Erinnerungen so vollgestopft, daß ihr die griechischen und römischen Sentenzen bündelweise zum Munde heraushingen. Das gute parlamentarische Schwatzweib, was hat es dem Püppchen für hübsche milesische Märchen und für sinnreiche äsopische Fabeln vorgeleiert, um dasselbe zu einer honetten, attisch wohlerzogenen, Griechisch und Latein verstehenden Respublika zu erziehen! Aber, ach, der kleine Engel ward im Handumdrehen ein großer Bengel, welcher die Carmagnole anthat, die rothe Mütze aufsetzte und im Flegeljahrehumor mit seinem gefährlichen Spielzeuge, der Guillotine, seiner vieltheuren Amme den Kopf abschlug.

Die wackeren Wolkenwandler und braven Schönschwätzer von Girondisten hatten die Republik salonsfähig machen wollen, um sie mit Anstand ihrer Aspasia, Manon Roland, vorstellen zu können. Auch das girondistische Heidenthum war ein auf die „gute Gesellschaft“ berechnetes. Bei heiteren Symposien die Schläfen mit Violen und Rosen zu bekränzen und, befeuert von schöner Frauenaugen zärtlichen Blicken, den „Harmodios“ zu singen, wie ihn vor Zeiten im peri-

kleischen Athen griechische Philosophen, Poeten und Künstler angestimmt hatten, davon träumten die girondistischen Träumer noch zur Zeit, als längst nicht mehr der Salon, sondern die Straße den Ton angab — und was für einen Ton! — im Babel-Paris. „Ça ira!“ Ach, das war kein „Harmodios“, wie ihn Perikles und seine erlauchten Freunde mitsammen gesungen. Das war der Chor der „Guillotinefurien“, allvormittäglich heiser gekreischt auf der Place de la Révolution, wann das Fallbeil in schrecklicher Monotonie zwanzigmal, dreißigmal, fünfzigmal auf- und niederging.

Aber die Straße will auch ihr Heidenthum haben, maßen ja doch das Christenthum mehr und mehr aus der Mode gekommen ist. Auch der Unglaube darf kein Privilegium der verdammten Aristokratie mehr sein, f....! Darum, f...., Kommune von Paris, thu' deine Schuldigkeit und, f...., verheidenisire hübsch unsere eine und untheilbare Republik. Liberté, égalité, fraternité ou la mort!.... Solcher Père-Duchesne-Stil trug es über des armen genialen Vergniaud klassische Beredsamkeit davon, wie ja in 99 Fällen von 100 die Gemeinheit allzeit den Genius besiegt. Am jakobinisch-explosivischen 2. Juni von 1793 wurde der Gironde zu Grabe geläutet. Sie hatten vom Rechte deklamirt, die liebenswürdigen Schwärmer, derweil ihre Gegner die Macht an Hand genommen hatten. „Macht geht vor Recht!“ Das war eine brutale Thatsache, lange bevor deutsche Dahl- und Duselinge im J. 1864 darob die Hände über den Strohköpfen zusammengeschlagen haben, als wäre nicht die ganze Geschichte ihres eigenen Vaterlandes, als wäre nicht die ganze Weltgeschichte von Anfang an und bis zum heutigen Tag eine unaufhörliche und unwidersprechliche Variation jenes trostlosen Thema's. Wozu also der Lärm?

Die pariser Kommune beeilte sich, die Forderungen des Hébertismus, wie sie im „Père Duchesne“ gepredigt wurden, zu erfüllen oder, was dasselbe war, das revolutionäre Heidenthum aus dem Girondistisch-Vornehmen ins Sansculottisch-Populäre zu übersetzen. Die Jahrestagfeier des

10. August gab willkommene Gelegenheit, eine Generalprobe zu veranstalten, ob und wie denn eigentlich das Heidenthum der guten Stadt Paris zu Gesichte stände. Der Großceremonienmeister Ihrer Majestät der souveränen Canaille, Maler David mit seiner geschwollenen Backe, soll sich tummeln, daß die Probe gut ausfalle. Citoyen David tummelt sich wirklich und bringt mittels großen Aufwandes von Gips, Pumpwerken, Wasser, Baumzweigen, Blumen, Steifleinwand, Musik, Kanonendonner u. s. w. eine leidliche Parodie, um nicht zu sagen Travestie jener „Pompa“ zuwege, wie sie vor Zeiten am 28. Tage des Monats Hekatombäon mit ihren Kitharöden und Auleten, ihren Thallophoren und Kanephoren, in der Mitte das „heilige Schiff“, durch die Straßen von Athen und zur Akropolis empor sich bewegt hatte, um der Pallas Athene einen neugestickten „Peplos“ zu überbringen.

Die Stelle der attischen Jungfrauen nehmen in der Festprocession vom 10. August 1793 nicht gerade allzu jungfräuliche Poissarden ein, welche, Eichenzweige in den derben Händen haltend, auf Kanonen reiten. Das heilige Schiff aber wird ersetzt durch einen Pflug, auf welchem, gezogen von ihren Kindern, Philemon und Baukis hocken. Die Statue der Pallas sodann muß eine ungeheure, aus Gips modellirte und da, wo vordem die Bastille gestanden, aufgerichtete „Natur“ versehen, welche Wasser aus ihren Brüsten sprudelt. Der schöne Hérault de Sechelles — die große Wegwischerin auf dem Revolutionsplatze wird ihn mitsammt seiner Schönheit bald genug wegwischen — der schöne Hérault ist als Präsident des Konvents an diesem Tage der Führer des Festzuges. Er fängt in einer eisernen Schale das aus den Brüsten der Natur quillende Wasser auf, bringt in aller Form eine „Libation“ und hält an die Gipserne eine Rede, welche mit den Worten anhebt: „Souveraine du sauvage et des nations éclairées, ô Nature!“

Warum auch sollte man nicht ungenirt heidnisch sich gebaren, nachdem Citoyen Jakob Dupont im Schoße des Konvents die Zeitgemäßheit des Atheismus proklamirt hatte?

Es war dem Biedermanne damit voller Ernst, was unwiderleglich dadurch bewiesen wird, daß er später als notorischer Narr gestorben ist. „Was — hatte er ausgerufen — die Throne sind umgestürzt und die Altäre stehen noch! Glaubt ihr denn, die französische Republik sei zu begründen und zu befestigen mittels anderer Altäre als mittels des Altars des Vaterlandes und mittels anderer religiöser Symbole als mittels der Freiheitsbäume? Die Natur und die Vernunft, da habt ihr meine Gottheiten! Ja, ich sage es dem Konvent ohne Umschweife: — ich bin Atheist."

Dieses Kredo oder Nichtkredo war ein vorzeitiges, um etliche Wochen oder sogar Monate verfrühtes. Der Narr war aus dem armen Jakob Dupont zu voreilig hervorgesprungen. Zwar der Janhagel auf den Galerieen klatschte Beifall, allein da und dort auf den Bänken der Deputirten ward Gemurre laut und wurde die Bemerkung gehört: „Dem Kerl rappelt es!" Bald sollte dieses Rappeln zu einem grassirenden werden, wie das allzeit so geschieht in der Welt, wann die Narrheit einmal recht närrisch ist. Und, in Wahrheit, sie war es dazumal. Wie, das veranschaulichen insbesondere auch die amtlichen Berichte der in die Provinzen gesandten Konventskommissäre, — Berichte, aus welchen man neben dem Blutgeriesel auch das Geklingel der Schellenkappe deutlich heraushört. So z. B. meldeten Lequinio und Laignelot aus Rochelle: „Alles geht hier wie geschmiert. Das Volk wendet sich aus freien Stücken der Fackel der Vernunft zu, welche wir ihm mit Sanftmuth und Brüderlichkeit zeigen. Das Revolutionstribunal, welches wir eingesetzt haben, räumt unter den Aristokraten auf und die Guillotine schlägt Köpfe ab. Der Bürger Ance hat sich freiwillig erboten, das Amt des Guillotineur zu übernehmen. Wir haben es ihm übertragen und ihn eingeladen, mit uns zu speisen, wobei wir zu Ehren der Republik verschiedene Libationen darbrachten."

Aber auch die Narrheit verlangt Form und Norm und der Wahnsinn gestaltet sich gerne methodisch. Der schmierige Kynismus des Père-Duchesne-Hébert reichte nicht aus, den „Ver-

nunftkult“ zu etwas zu machen, was sich vor den Parisern sehen lassen konnte. Da nahm sich Citoyen Chaumette, Generalprokurator der Kommune, der Sache an und brachte als eifriger und geschickter Regisseur die Posse in Gang. Chaumette ist, das steht fest, ein aufrichtiger Enthusiast, ein ehrlicher Narr gewesen und hat mit völlig selbstsuchtloser Begeisterung so zu sagen den Pontifex Maximus des Vernunftgottesdienstes gemacht. Die Vermuthung jedoch ist statthaft, daß sein Eifer beträchtlich geschürt worden sein dürfte durch das von seinen Feinden ausgesprengte Gerücht, er sei früher Mönch gewesen. Diese damals gefährliche Zulage ließ man nicht gerne auf sich sitzen und Chaumette that alles Menschenmögliche, die grundlose Beschuldigung zurückzuweisen, welche dadurch entstanden sein mochte, daß seiner Rednerei eine gewisse priesterliche Salbung eigen war. Es ist dies ja, wie jedermann weiß, bei den Auslassungen negativer Pfaffen überhaupt nicht selten der Fall. Fanatismus bleibt Fanatismus, schwarz oder roth angestrichen.

Der Sohn eines Schusters in Nevers, war Chaumette vor Zeiten ein kleiner Thunichtgut gewesen. Sein Vater hatte ihm einige Gelegenheit zur Erwerbung von Kenntnissen verschafft — „lui fit faire quelques études,“ wie unsere französische Quelle ziemlich obenhin sagt; aber der hoffnungsvolle Sohn war dieser Gelegenheit entlaufen und Schiffsjunge geworden, erst auf einer Loire-Barke, dann auf einem Kriegsschiffe. Da gefiel es ihm aber auch nicht lange; er empfand plötzlich Sehnsucht nach den weggeworfenen Büchern, und weil er einsah, er habe zu einem großen Admiral nicht das Zeug, beschloß er, ein berühmter Botaniker zu werden. Warum er auch dieses nicht geworden, ist nicht recht klar, da er doch die „Pflanzen und Blumen so sehr liebte“. Genug, das Jahr 1789 fand den sechsundzwanzigjährigen Chaumette als Schreiber eines Advokaten in Paris. Die vorschreitende Revolution machte ihn zum Klubbruder bei den Cordeliers und zum beliebten Eckstein- und Kneipenredner. Eine hübsche Gestalt, eine Stimme voll Wohlklang, ein nicht gemeines Talent der Improvisation, — das waren

Mittel, welche damals ihren Besitzer zu etwas machen konnten, namentlich dann, wann so ein Ecksteinprophet ehrlich und eifrig alles selber glaubte, was er seinem sansculottischen Publikum vororakelte. Nach der Explosion vom 10. August war Chaumette bereits eine Person von solcher Bedeutung, daß er zum Nachfolger Manuels in der Generalprokuratur der Kommune erkoren wurde, und in diesem Amte verschritt er alsbald dazu, dem ganzen Zelotismus negativen Pfaffenthums Zaum und Zügel schießen zu lassen.

In Wahrheit, der Mann betrieb den Krieg wider das Christenthum und für den Atheismus mit ganz pfäffischer Glut und Wuth; er war ihm Herzenssache. Daneben trat der wunderliche Pontifex auch als eifriger Sittencensor auf. Er verfolgte die Prostitution bis in ihre heimlichsten Schlupfwinkel und verklagte dieselbe als „eine politische Pest, welche zu existiren nirgends das Recht hat, ausgenommen Länder, welche unter dem Joche von Königen und ehelosen Priestern seufzen". Er fuhr auch mit äußerster Strenge gegen den Verkauf schmutziger Bücher und unflätiger Bilder vor und las gelegentlich gewissen „Viragos", welche in der Stadt herumliefen und die Pariserinnen halb bittweise, halb zwangsweise überreden wollten, statt der Haube die rothe Mütze aufzusetzen, sehr energisch die Leviten. Summa: der Mann ist, wie schon gesagt worden, ein ehrlicher Narr gewesen. Er hat auch, als seine Stunde, weggewischt zu werden, gekommen war, das Schaffot mit heiterer Fassung beschritten, nachdem er an den Schranken des Revolutionstribunals — Narren sprechen ja die Wahrheit — das wahre Wort gesprochen hatte: „Meine Zeit ist meine Rechtfertigung und meine Verurtheilung (ma justification et ma condamnation sont dans le temps)."

Ein weltgeschichtlich Narrenspiel wäre nicht ganz, so nicht auch ein Stück Deutschland mitspielte. Dasselbe wurde in der Komödie des Chaumette-Hébertismus vertreten durch den Wirr- und Schwarbelkopf, welcher auf den Schultern unseres Landsmanns, des Baron Klotz aus Kleve saß. Dieser reiche Edelmann ist, wie auch der Prinz Karl von

Hessen-Rotenburg, bekanntlich eine Weile lustig mit dem Malstrom der Revolution geschwommen und dann plötzlich von demselben hinuntergeschlungen worden. Auch er war ein ehrlicher Narr im Superlativ. Nachdem er sich zum Anacharsis Clootz und zum französischen Citoyen umgewandelt hatte, ließ er sich selber zum „Orateur du genre humain" vorrücken und hat als solcher verschiedene Mummereien und Spektakel, die jedermann kennt, an den Schranken des Konvents und anderwärts agirt und tragirt, eine Art von tollgewordenem Marquis Posa. „Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif," sagte Schillers Malteser. „J'ai le malheur de n'être pas de mon siècle", sagte Citoyen Anacharsis. Der gute Schwarbeler war ein geschworener Weltbürger. Er haselirte von einem „Peuple Dieu", wollte schlechterdings, daß „le genre humain ne formera plus qu'une nation", und predigte leidenschaftlich seinen Traum von einer Universalrepublik. „Wohl — witzelte eines Tages einer seiner Zuhörer den armen Schwarmgeist an — eure Universalrepublik ist ein schönes Ding. Wann sie mal fertig ist, wird der Berg Athos die Rednerbühne und werden die Kordilleren die Bänke sein, worauf die Repräsentanten des Universums Platz nehmen." Worauf Citoyen Anacharsis: „Je me moque des moqueurs", und begann seine Predigt auf's neue. Denn mit Spott tödtet man den Fanatismus gerade so, wie man mit Oel das Feuer löscht.

3.

Im Spätherbst von 1793 feierte der Atheismus in Paris seine lärmenden Saturnalien. Da tummelte sich gar lustig der Antichrist, dessen alter Mythus jetzt für eine Weile zur Wirklichkeit geworden war. Eifrige Konventskommissäre hatten in den Provinzen, wie schon erwähnt

wurde, so tüchtig vorgearbeitet, daß man in der Hauptstadt dazu verschreiten konnte, die Summe der widerchristlichen Rechnung zu ziehen und an die Stelle des katholischen Gottesdienstes, dessen Symbole und Apparate, zugleich mit denen des Königthums, mit fliegender Hast verfolgt und zerstört wurden, den „Vernunftkult“ zu setzen.

Zu Anfang Oktobers beschloß der Konvent die Abschaffung des christlichen und die Einführung des „republikanischen“ Kalenders, welchen Romme gemacht hatte, unter Beihilfe von Monge, Lagrange und Fabre d'Eglantine. Etliche Tage darauf wurden die Königsgräber zu Saint-Denis zerstört. Tag für Tag empfing der Konvent von nah und fern Zuschriften und Abordnungen, welche widerchristliche Bezeugungen verlautbarten. Unter diesen Deputationen machte sich auch eine gehörige Anzahl von Priestern bemerklich, die, um ihren vernunftgottesdienstlich-guten Willen durch die That zu beweisen, gleich die Ex-Nonnen mitbrachten, welche sie geheiratet hatten. An einem der ersten Tage im November ist an den Schranken des Konvents auch die Zuschrift eines Pfarrers gelesen worden, welche mit den Worten anhob: „Ich bin Priester, das will sagen Charlatan“ [1]).

Bei sothanen Stimmungen und Thaten schien einem Anacharsis Clootz und einem Anaxagoras Chaumette die Zeit gekommen zu sein, mittels Inthronisirung der „Göttin der Vernunft“ förmlich und feierlich der Welt zu verkünden, daß des alten Vergilius sibyllinisches Prophetenwort: —

„Ultima Cumaei venit jam carminis aetas;
Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo,
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna“ —

endlich zur Erfüllung gelangt sei. Aber freilich anders als

1) Vielleicht war das nur ein Widerhall des Berichtes, welchen der Konventskommissär Dumont im Oktober aus Amiens eingesandt und worin er gemeldet hatte, er habe dem Volke auseinandergesetzt, die Priester seien „des arlequins ou des pierrots vêtus de noir, qui montraient des marionnettes, que tout ce qu'ils faisaient étaient des escroqueries pour gagner de l'argent“. Moniteur 1793, Nr. 279.

der gute Kirchenvater Laktantius vor Zeiten gemeint hatte [1]). Der würde sich auch nicht übel vor der „Virgo“ entsetzt haben, welche von Mademoiselle Maillard von der Oper oder von Mademoiselle Candeille vom Ballet „gemacht“ wurde. Dann von noch weit notorischeren Un-Mademoiselles, so das Wort statthaft. Die schönste und anständigste aller „Déesses de la Raison“ war aber die Citoyenne Momoro, welcher ihr fanatischer Mann, der Buchdrucker Momoro, die Göttinrolle aufzwingen musste. Das Gebaren der armen Frau, die, abgerechnet ihre „etwas schadhaften“ Zähne, eine vollkommene Schönheit gewesen, wird als ein sehr sittsames gerühmt. Leider ist kein Zeugniß auf uns gekommen, welche Gefühle durch ihre Brust, welche Gedanken durch ihr Gehirn gegangen, während sie auf dem Altar thronte ...

An einem der ersten Novembertage von 1793 begab sich der „Redner des Menschengeschlechtes“ zu dem konstitutionellen Erzbischof von Paris, Gobel, der, ein einfältiger und schwacher Greis, ganz steuer- und richtungslos mit der Sündflutströmung der Zeit dahintrieb. Schon lange eine bloße Marionette am Drahte der tollsten Demagogen, ließ er sich jetzt durch Clootz unschwer bestimmen, die Hauptrolle in einer Posse zu übernehmen, welche die Chaumette, Hébert, Momoro, Pache und Lhuillier aufführen wollten. Dieselbe ging dann am 7. November wirklich in Scene. Schauplatz war der Sitzungssal des Konvents. Eine Abordnung, an deren Spitze die eben Genannten standen, führte den armen alten Erzbischof, welchen seine heutige Schmach doch nicht davor bewahrte, fünf Monate später guillotinirt zu werden, sammt seinen Vikaren an die Schranke. Momoro erklärte als Wortführer der Deputation, daß der Klerus von Paris gekommen sei, des Charakters, welchen der Afterglaube ihm aufgeprägt habe, sich zu entäußern, maßen ja die französische Republik keinen andern Kult mehr haben sollte und dürfte als den der Freiheit,

1) Institut. div. VII, 24.

Gleichheit und Wahrheit. Darauf brachte Gobel, indem er Ring und Stab ablegte und sich die rothe Mütze aufsetzen ließ, die Erklärung vor, daß er „die Souveränität des Volkes allzeit als Richtschnur anerkannt habe und die Unterwerfung unter dieselbe als seine erste Pflicht. Weil nun das souveräne Volk keinen andern Gottesdienst mehr haben wolle als den der Freiheit und Gleichheit, so verfahre er nur folgerichtig, wenn er, wie er hiermit thue, auf seine priesterlichen Funktionen verzichte und seiner Priesterschaft selber entsage. Es lebe die Republik!“ Die Vikare thaten, wie der Erzbischof gethan. Der Präsident des Konvents, an diesem Tage Laloy, umarmte Gobel und beglückwünschte ihn. Chaumette rief aus: „Dieser Tag muß im Kalender als der Tag der Vernunft bezeichnet werden!“ Priesterliche Mitglieder des Konvents, darunter auch ein protestantischer Pfarrer — Julien aus Toulouse — beeilten sich, von der Rednerbühne herab zu erklären, daß sie ihrem Priesterthum ebenfalls entsagten. Mit besonderer Feierlichkeit brachte der sonst zu dieser Zeit nur noch durch seine Schweigsamkeit glänzende Abbé Sieyès, der Konstitutionenfabrikant, seine Absage vor. Anders der Bischof von Blois, der hochgesinnte und standhafte Republikaner Grégoire. Für den wurde dieser Tag des feigen Abfalls der Pfaffen ein wahrer Ehrentag. „Handelt es sich um das mit der Bischofswürde verbundene Einkommen? Ich gebe es ohne Bedauern auf. Handelt es sich um die Religion? Darüber steht euch keine Verfügung zu. Ich habe mich bemüht, in meiner Diöcese Gutes zu stiften; ich bleibe Bischof, um es ferner zu thun, und berufe mich auf die Freiheit der Kulte.“ Diese mannhafte Erklärung machte doch einigen Eindruck. „Man will niemand zwingen,“ wurde von vielen Bänken gerufen.

Anacharsis Clootz eilte in seiner Herzensfreude, daß das Heidenthum so hübsch in Gang gekommen, aus dem Konventssal in die Kanzleien des Wohlfahrtsausschusses hinüber, wo er dem Robespierre triumphirend erzählte, was so eben drüben im Konvente geschehen sei. Aber da kam er übel an. Denn Robespierre, welcher bekanntlich

wie sein Meister Rousseau ein entschiedener Deist und auch aus politischen Gründen dem Skandal des „Vernunftkultus“ von Anfang entgegen war, ließ den närrischen Redner des Menschengeschlechts derb abfahren.

Der in Fluß und Schuß gekommene Unsinn wollte und musste jedoch seinen Verlauf haben. Denn welcher Unsinn wollte und müsste das nicht? Lasst die erhabenste Idee, den edelsten Gedanken, den heilsamsten Rathschlag aufstehen, Millionen von Händen werden sofort eiligst dabei sein, Hindernisse entgegenzuthürmen. Aber lasst die Unvernunft, lasst die Gewissenlosigkeit, lasst den Frevel einen kecken Trumpf ausspielen und in 99 Spielen von 100 wird derselbe die Stechkarte sein. So will es die ungeheure Mehrzahl der Menschen in ihrer Schlecht- und Knechtschaffenheit.

Anaxagoras Chaumette und Mitnarren führten nach dem gelungenen Vorspiel im Konvente die traurige Komödie lustig weiter. Die „Circenses“, welche der abgethane katholische Kult einer gaffgierigen Menge geboten hatte, mussten möglichst rasch durch andere ersetzt werden. Der Gemeinderath von Paris dekretirte, daß am 10. November in der Kathedrale von Notre-Dame der „Kultus der Vernunft“ festlich eingesetzt werden sollte. Und, richtig, so geschah es. Unter den gothischen Wölbungen des alten Doms, dessen Steine sich von rechtswegen gegen das, was er heute erleben musste, hätten empören sollen, war eine Art von Tempel aufgebaut mit der Inschrift: „A la philosophie“. Der Tempel spitzte sich zu einem Berge zu, auf dessen Höhe die „Fackel der Wahrheit“ brannte. Diesen Berg umschritt in Procession eine Schar von jungen Mädchen, weißgekleidet, mit Eichenlaub bekränzt, brennende Fackeln in den Händen. Als der Gemeinderath mit seinem Gefolge, „ganz in Carmagnole“, erschienen war, that die Pforte des „Tempels der Philosophie“ sich auf und heraustrat die „Göttin der Vernunft“, die schöne Demoiselle Maillard. Sie war angethan mit einer weißen ärmellosen Tunika, worüber ein himmelblauer Mantel hing. Auf ihrer prächtigen Lockenfülle trug sie die rothe Mütze und in ihrer Rechten hielt sie die Pike. So ließ

sie sich auf einem tragbaren, mit Eichenlaub und Blumenguirlanden umwundenen Throne nieder und empfing die Huldigungen der „Vernunftgläubigen“, welche mit gegen die Göttin erhobenen Armen eine von Marie Joseph Chénier gedichtete und von Gossek in Musik gesetzte Hymne absangen.

Nachdem diese Ceremonie mit geziemendem Ernst und ohne die geringste Anwandlung von Lachreiz — denn die menschliche Narrheit ist meistens eine sehr ernsthafte Bestie — vorübergegangen war, ordnete sich die Festprocession, um zum Sitzungssale des Konvents in den Tuilerien zu ziehen. Musik voran, dann eine Abordnung der „Revolutionsarmee“, weiterhin eine solche von der „Sektion der Hosenlosen“, welche acht Priester mit sich führte, die darauf brannten, ihre Gaukeleien („leurs jongleries“) abzuschwören. Hierauf eine Schar von Findelkindern, welche „der Hochmuth und das Laster sonst Kinder der Barmherzigkeit genannt haben, die aber jetzt die wahren Kinder der Natur und des Vaterlandes sind“. Sodann die Göttin auf ihrem Thron-Palankin, ihr Pontifex Chaumette und eine sattsame Anzahl von Narren und Närrinnen.

Als der Zug in den Sal des Konvents eingetreten und die Göttin auf ihrem Tragsessel vor der Plattform des Präsidentensitzes angelangt war, schwieg die Musik und Pontifex Chaumette begann mit Salbung seinen Sermon: „Gesetzgeber! Der Fanatismus hat die Flucht ergriffen. Seine Schielaugen konnten die Helle des Lichtes nicht länger ertragen. Eine ungeheure Menschenmenge hat sich versammelt unter den gothischen Wölbungen von Notre-Dame, welche heute zum erstenmal ein Widerhall der Wahrheit gewesen sind. Dort haben wir den leblosen Idolen entsagt um der V e r n u n f t willen, um dieses lebensvollen Idols willen, dem Meisterstücke der Natur.“ Er wies mit der Hand auf die Göttin und aus den Reihen der Bürger Gesetzgeber kam eine beifälliges: „Sakristi, sie ist in Wahrheit jung und schön wie die Vernunft.“ Chaumette fuhr in seiner Phrasenreiterei fort und schloß mit dem Wunsche, der Konvent möge beschließen, daß die Kathedrale von Notre-Dame zur

bleibenden Stätte des Vernunftkultus erklärt sei. Der weiland Kapuziner Chabot verwandelte als Mitglied des Konvents diesen Wunsch sofort in einen dringlichen Antrag und die Versammlung genehmigte denselben unter dem Rufe: „Vive la république! Vive la montagne!“ auf der Stelle. Dafür musste eine Göttin, welche wusste, was Lebensart wäre, doch wohl ihren Dank abstatten. Sie stieg demnach, auf ihres Pontifex Arm gestützt, von ihrem Throne herab und schritt auf den Präsidenten zu, welchen sie mit ihrer Umarmung begnadete. Als Aequivalent verabreichte ihr der Präsident den „Bruderkuß“ und die Bürger Sekretäre wurden so heftig vernunftgläubig „angefasst“, daß sie die Gelegenheit, der schönen Göttin ebenfalls Brüderküsse zu geben, beim Schopfe fassten („les secrétaires s'empressèrent aussi de lui donner le baiser fraternel“, heißt es im Sitzungsbericht). Thuriot beantragte dann, der gesammte Konvent sollte die Göttin in ihren Tempel zurückbegleiten, was auch beschlossen und ausgeführt wurde, inmitten der Ausbrüche einer allgemeinen Freude — („au milieu des transports d'une joie universelle“, sagt das Sitzungsprotokoll im Moniteur).

Also ist am 10. November von 1793 die „Religion der Vernunft“ in Frankreich förmlich und feierlich ein- und aufgeführt worden. Ein orgiastisches Ding, welches wieder einmal gar deutlich in den ewigen Refrain auslief: „Nichts neues unter der Sonne!“ Denn das ganze Spektakel dieses Naturdienstes erinnert auffallend an Uraltes, an den Kult der „großen Mutter“, der syrisch-phrygischen Aschera-Kybele, welchen geräuschvollen Kult der alte Lukretius so schön beschrieben hat[1]). Ja, wahrhaftig, man konnte sich in diesem Paris im Brumaire des Jahres II der Republik nach Vorderasien versetzt glauben und zurück in Zeiten, wo dort Processionen von Andächtigen unter der Pfeifen, Cymbeln, Tuben und Pauken betäubendem Schall durch die Städte und durch die Bergwälder zogen, zu

1) De nat. rer. II, 599 seq.

üppigen Tänzen zusammentraten und ihre Begeisterung in wollüstigen Hymnen zum Preise der „Allmutter“ ergossen. Sah man doch auf dem Grèveplatz um ungeheure Feuer her, welche mit kirchlichen Geräthen und „Reliquien“ von Heiligen genährt wurden, Konventsmitglieder mit Dirnen, welche Meßgewänder anhatten, die Carmagnole tanzen [1]). Und dabei blieb die Aehnlichkeit mit dem Aschera-Kybelekult nicht stehen. Der großen Göttin wohlgefälligstes Opfer war bekanntlich die Opferung der jungfräulichen Keuschheit gewesen und demzufolge hatten ihr zu Ehren bei und in den Kybeletempeln die phrygischen und lydischen Mädchen sich preisgegeben. Bei den Bakchanalien nun, wozu der „Vernunftkult“ rasch ausartete, geschah in verschiedenen Kirchen, wo die verschiedenen „Göttinnen der Vernunft“ auf den Tabernakeln der Hauptaltäre thronten, besonders in den beiden Kirchen Saint-Eustache und Saint-Gervais, Kybeleisches auch dieser Art [2]), obzwar, wie mit Grund zu vermuthen ist, bei diesen Orgien der wirklichen Jungfräulichkeitsopfer nicht viele oder gar keine gefallen sein mögen.

Selbstverständlich fand der in Paris tobende Fasching des Atheismus in den Provinzen Nachäffung und die urtheils-

---

1) Gewiß hätten diese Narren unbedingt jeden für einen Narren aus dem FF erklärt, welcher ihnen wahrgesagt hätte, eines schönen Septembertages von 1866 würde ein Hauptorgan und Leibblatt der Herrschaft Sr. kaiserlichen Majestät Napoleons III., der „Constitutionnel“, diesen Artikel enthalten: „Ihre Majestät die Kaiserin Eugenie hat den verstorbenen Grafen Bacciochi am Tage vor ihrer Abreise nach Biarritz besucht und ihm eine höchst kostbare Reliquie anvertraut, die er, so lange seine Krankheit währte, in seinem Zimmer behalten sollte. Dieses Reliquienkästchen, das werthvollste Kleinod der französischen Krone, enthält 1) ein Stückchen von der Windel des Heilandes; 2) ein Stückchen von dem Schleier der Mutter Gottes und 3) ein Stückchen von dem Grabtuche Johannes des Täufers. Bei ihrer Niederkunft hatte die Kaiserin dasselbe Reliquienkästchen in der Wochenstube aufstellen lassen.“

2) Siehe beim Zeitgenossen und Augenzeugen Mercier („Le nouveau Paris“) die Kapitel 145 und 146 und über das „Kybeleische“ insbesondere vol. 4, p. 141—43.

lose und feige Menge ließ auch dort, gerade wie in der Hauptstadt, dem albernen und ärgerlichen Skandal seinen Lauf. Wann und wo wäre überhaupt das atomistische Ding, genannt Volk, aus eigenem Antrieb gegen Absurdes auf- und für Verständiges eingetreten? Nie und nirgends. Und nicht nur das! Der gedankenlose Stumpfsinn der Massen hat auch für erwähltere und muthigere Geister ein solches Auf- und Eintreten allzeit zu einem gefährlichen gemacht: — die alte und immer neue Geschichte vom Gekreuzigt- und Verbranntwerden der armen „Ideologen“ —

„Die, thöricht g'nug, ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten . . .“

Doppelt Ehre darum dem Maximilian Robespierre, daß er trotz alledem dem wüsten Aergerniß des Chaumette-Hébertismus muthvoll entgegentrat. Dem reinlichen „Unbestechlichen“, welcher in jenen Tagen darüber nachsann, wie alle Kraft der Revolution zu einem unwiderstehlichen Impuls zusammenzufassen sei, um das „gebenedeite“ Contrat-Social-Evangelium endlich zur Wirklichkeit zu machen, musste das Vernunftkult-Spektakel widerwärtig störsam in seine stille Stube beim Schreiner Duplay in der Rue Saint-Honoré hineinschlagen. Vielleicht um so widerwärtiger, als die tiefe und keusche Neigung, welche er für seines Hauswirthes älteste Tochter Leonore Duplay hegte, ihm die lärmende Abgötterei, welche mit den „Göttinnen der Vernunft“ getrieben wurde, nur wie eine lästerliche Profanation des „Ewig-Weiblichen“ vorkommen ließ.

Gerade, als der Wahnwitz seinen Siedepunkt erreicht hatte, that Robespierre von seinem Prätorium, vom Jakobinerklub aus am 21. November den ersten offenen und wuchtigen Angriff, welcher für den Hébertismus, der mittels sinnloser Uebertreibungen Republik und Demokratie in der Meinung aller Denkenden und Redlichen ruiniren wolle, zu einem zermalmenden wurde. Der Jünger von Jean-Jacques proklamirte feierlich seinen Glauben an ein „Höchstes Wesen“, verklagte den Atheismus als aristokratisch („l'athéisme est

aristocratique") und citirte Voltaire's Satz: „Wenn Gott nicht wäre, müsste man ihn erfinden." Auch für den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele trat er ein, als für eine Vorstellung voll Trost („idée consolatrice"), und so enthielt Robespierre's Angriffsrede vom 21. November 1793 schon alle die Gedanken, welche er in seinem Kampfe gegen die atheistisch-anarchische Faktion weiter entwickelte und welche dann durch das Fest des „Être suprême" vom 8. Juni 1794 ihren thatsächlichen Abschluß fanden. Der Unbestechliche fühlte ganz richtig, daß das Volk seine idealischen Instinkte und Bedürfnisse nur in der Form der Religion zu befriedigen vermöchte, und er hatte insofern ganz recht, den Gottglauben als demokratisch und den Atheismus als aristokratisch zu bezeichnen.

Auch Danton trat bekanntlich gegen die Hébertisten in die Kampfschranken, indem er sich am 26. November 1793 im Konvent sehr entschieden gegen die „antireligiösen Maskeraden" aussprach[1]), die „Pfaffen des Unglaubens" nicht weniger verwarf als die „Pfaffen des Afterglaubens" und schließlich ausrief: „Wir wollten die Herrschaft des Fanatismus nicht zerstören, um dafür die Herrschaft des Atheismus aufzurichten."

Die Erklärung Robespierre's bei den Jakobinern und die Rede Dantons im Konvent enthielten schon das Todesurtheil für den Chaumette-Hébertismus. Robespierre wollte unerbittlich die Wegwischung desselben. Das übrige besorgte Fouquier-Tinville. Am 24. März 1794 fielen die Köpfe von Hébert, Cloots, Momoro und 16 ihrer „Mitschuldigen", am 13. April die von Chaumette, Gobel und 16 anderen. Zwischenhinein hatte eine der erschütterndsten Scenen der ungeheuren Revolutionstragödie gespielt: — die Todesfahrt von Danton, Desmoulins und ihren Freunden am 5. April. Jetzt erst ward der „Schrecken" so recht schrecklich zur Tagesordnung und wurde Guillotins Tochter rasend vor Begierde. Am

1) „Je demande qu'il n'y ait plus de mascarades antireligieuses dans le sein de la convention." Monit. du 28 nov. 93.

28. Juli riß sie auch den „Unbestechlichen“ in ihre tödtliche Umarmung. Hätte er seine Ideen zu verwirklichen, seinen Plan durchzuführen vermocht, so stände er zur Stunde als ein „großer Mann“ in der Weltgeschichte da. Jetzt aber heißt er ein „Ungeheuer“. Denn „Lob oder Tadel richtet sich schlechterdings nur nach dem Erfolge; die Sieger werden gepriesen und die Mittel des Sieges nicht untersucht“, sagt trostlos wahr der alte Prokopius von Cäsarea in seinem Buch vom Gothenkrieg (III, 3). Und wie sprach der weiseste Jude, ein hell- und scharfsichtigster Denker, Baruch Spinoza, in seinem politischen Traktat? „Jeder hat gerade so viel Recht, als er Macht hat“ (unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet; l. c. II, 8).

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.